N12<517878200 021

ubTÜBINGEN

ruchbar wurde, sahen sie sich von den zunächst wohnenden Colonisten umgeben, welche mit sichtbarer Freude ihren künftigen Seelsorger in ihrer Mitte aufnahmen. Den folgenden Tag stattete Saltet dem Gouverneur van Hoven seinen Besuch ab, der ihm mit großer Freundlichkeit entgegenkam und ihn einige Zeit hernach dem Oberbefehlshaber vorstellte.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

---

3. Die ostindische Visitationsreise des Inspektor Josenhans im Jahr 1851—52.

(Von ihm selbst beschrieben.)

1. Vorwort.

Von vielen Seiten aufgefordert, eine Beschreibung meiner ostindischen Visitationsreise dem Druck zu übergeben, ergreife ich gerade ein Jahr nach meiner Zurückkunft die Feder, um die Länder und Meere im Geiste noch einmal zu durchwandern, welche während meiner zehnmonatlichen Missionsfahrt an mir vorübergegangen sind. Obgleich aber die Erinnerung an diese Zeit mir immer noch vielen Genuß gewährt, und der Gewinn, welchen diese Reise nicht bloß mir, sondern, wie ich hoffen darf, auch der Basler Mission gebracht hat, über die Zeit meiner Missionsthätigkeit, sowie über meine irdische Wallfahrt überhaupt hinausreichen wird, so ist es doch nicht ein Gefühl besonderen Wohlbehagens, mit welchem ich mich der Arbeit der Abfassung meiner Reisebeschreibung unterziehe, sondern weit mehr nur das Gefühl einer mir obliegenden Verpflichtung. Die ganze Basler Missionsgesellschaft, die leitende Committee, die fürbittende und beisteuernde Missionsgemeinde der Heimath, die in Ostindien arbeitenden Missionare, die neugegründeten Christengemeinden in Indien, unsere Arbeiter in Africa und China mit ihren Gemeinlein haben, jedes Glied des Ganzen nach seiner besondern Stellung im Ge-

sammtorganismus der Gesellschaft, sein besonderes Recht auf einen umfassenderen Reisebericht, in welchem die Resultate der gemeinsamen Arbeit und die Erfahrungen der Vergangenheit zur Belehrung, Demüthigung und Ermunterung niedergelegt seyn sollten. Abgesehen von diesen Verpflichtungen, die mein Amt mir auferlegt, würde ich meine Reiseerinnerungen lieber in der Stille zu verarbeiten und fruchtbar zu machen suchen. Meine Reise war der Natur der Sache nach nicht eine Vergnügungsreise, auf welcher der Reisende die volle Freiheit hat, Reisegenüsse zu suchen und Reiseeindrücke zu pflegen, um sie später Andern zum Mit- und Nachgenuß vorzulegen; die Reise war keine wissenschaftliche Reise, neuen Untersuchungen und gelehrten Studien gewidmet, sondern eine Geschäftsreise, wenn ich so sagen darf, eine reine Visitationsreise. Die Zeit war mir sehr kurz zugemessen, der Arbeit sehr viel. So war ich auf der Reise selbst immer sehr eilig; Alles, was nicht in nächster Beziehung zur Mission stand, blieb unberücksichtigt oder fand nur eine sehr flüchtige Beachtung. Meine Reisenachrichten haben eben deßwegen nur Werth für die Freunde der Mission, bestimmter zu sagen, die Freunde unserer Mission. Dazu kommt, daß es mir bei den großen Anstrengungen oft Tage und Nächte unausgesetzt fortgehenden Reisens im heißen Lande auf eine dem Europäer ganz ungewohnte Weise, und bei der Menge amtlicher Verhandlungen, welche theils eine gründlichere Vorbereitung erforderten, theils wieder viele schriftliche Ausfertigungen zur nothwendigen Folge hatten, schon körperlich unmöglich war, ein fortlaufendes Tagebuch zu schreiben, so daß ich jetzt bei meiner Darstellung des Erlebten auf meine nach der Heimath gesandten Briefe und Berichte, die Protokolle der von mir gehaltenen Conferenzen und mein nun bereits wieder seit einem Jahr mit tausend andern Dingen angefülltes Gedächtniß angewiesen bin. Endlich ist mir nun zu der vorliegenden Arbeit nicht eine Zeit ruhiger Muße vergönnt, die mir erlaubte, die bereits erbleichenden Bilder in meiner Seele wieder aufzufrischen, das mir zu Gebot stehende Material

einigermaßen zu sichten und auf die Darstellung desselben einige Sorgfalt zu verwenden. Es sind flüchtige Stunden, in denen ich mehr hinwerfe, was sich mir unmittelbar und oft zufällig aufdrängt, als mit Fleiß und Aufmerksamkeit schildern kann, was vollständiger gezeichnet und ins richtige Licht gesetzt, so gewiß meine Leser zur Freude und Anbetung stimmen würde, als es mich vor zwei Jahren oft mit fröhlicher Wonne erfüllte. Ich muß deßhalb auch in dieser Beziehung die Nachsicht der Leser zum Voraus in Anspruch nehmen. Dennoch will ich nach Kräften meine Aufgabe zu lösen suchen. Nur sey mir erlaubt, es auch hier offen auszusprechen, was ich sonst wohl öfters unverhohlen herausgesagt, daß es mir als ein großes Glück erscheinen würde, wenn die Missionsarbeiter, die billig Männer des Gebets und der That seyn sollten, weniger genöthigt und verpflichtet wären, von sich selbst zu reden und zu schreiben.

2. Die Vorbereitungen zur Reise.

Eine Reise nach Ostindien ist in unseren Tagen nichts so sehr Großes mehr. Machen doch bereits englische Damen Reisen nach Indien und in die noch ferner liegenden Länder des Orients rein nur, um ihre Schaulust zu befriedigen. Allein in Deutschland und der Schweiz ist man so kosmopolitisch noch nicht gesinnt, die meisten aus sehr zwingenden Gründen. Ein Hausvater aber denkt billig, was aus Weib und Kindern wird, wenn er aus Indien nicht wiederkehrt, oder krank und invalid werden sollte durch die Reise in den Tropenländern. Der Inspektor einer Anstalt fragt auch noch: in welcher Verfassung treffe ich das Haus wiederum, dem ich vorstehe, und wie die Verhältnisse, aus denen ich herauszutreten mich entschließen will? Allein in meiner Lage kamen diese Fragen kaum in Betracht. Ich trat in die Missionsarbeit in Basel ein, nicht ohne aus der Erfahrung geschöpfte Kenntniß der vielen Schwachheiten und Sünden, welche auch den ausgezeichnetsten Christen,

wie viel mehr noch Kindlein in Christo ankleben. Ebendeßwegen hielt ich mich gefaßt auf manches Schwere, was das Missionsleben mit sich bringt. Die Zeit meines Eintritts gehörte aber zu einer der Perioden in der Geschichte der Basler Missionsgesellschaft, in welchen besonders schwierige Aufgaben zu lösen waren. Es ist hier nicht der Ort, dieß weitläufiger zu erörtern. Es reicht hin, wenn ich meine subjektive Stellung kurz bezeichne. Ich erkannte, unsere ostindische Mission leidet, was ihren äußeren Organismus betrifft, an nicht unbedeutenden Mängeln; daher wenigstens theilweise die an mehrern Punkten hervortretende Uneinigkeit unter den Missionaren, und der mich oft schmerzlich berührende Mangel an Vertrauen theils zur Committee auf Seite mehrerer Missionare, theils wiederum, wie ich zu bemerken glaubte, zu den Missionaren auf Seiten einzelner Mitglieder der Committee, und dieß trotz aller aufrichtigen Bemühungen auf beiden Seiten, diese Uebelstände zu beseitigen.

Der Inspektor ist verpflichtet, alljährlich sehr oft als Missionsfestredner aufzutreten und eine Reihe von gedruckten Berichten in die Welt ausgehen zu lassen. Sprach und schrieb ich hauptsächlich von der Mission im Allgemeinen und Großen, so war die Missionsgemeinde der Heimath in Gefahr, so ideale Vorstellungen von der Mission in sich aufzunehmen und in sich zu beherbergen, daß immer mehr eine Kluft zwischen der Wirklichkeit und den Anschauungen der Missionsfreunde sich bilden mußte. Bereits trat mir dieser Uebelstand nur zu häufig auf meinen Reisen entgegen. Wollte ich dagegen die Zustände unserer eigenen Mission wahrheitsgemäß schildern, so fehlte es mir vielfach an der vollen, freudigen Gewißheit, daß ich dieselbe mit gutem Gewissen Jedermänniglich empfehlen, und mit aller Wärme und mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft empfehlen dürfe.

Dieß ist das Eine. Fürs Andere mußte eine Lokalleitung der Stationen in Indien selbst organisirt werden, wenn die Quelle der Irrungen verstopft werden sollte. Einen

Superintendenten, eine Subcommittee in Indien einzusetzen, war unter den gegebenen Verhältnissen nicht rathsam; eine durchgreifende, umfassende, ins Einzelne gehende Leitung von Basel aus war schlechthin unmöglich, wenn der Referent in allen auswärtigen Angelegenheiten, d. h. wenn ich selbst nicht die genaueste Spezialkenntniß der Verhältnisse, Lokalitäten und Persönlichkeiten besaß. Die Reise nach Ostindien war also für mich subjektiv eine dringende, wenn nicht absolute Nothwendigkeit. Längere Zeit trug ich mich mit dem Gedanken. Am 18. August 1850 sprach ich denselben zum erstenmal in der Committee aus. Zehn Tage nachher wurde er in förmliche Berathung genommen. Die Committee erkannte die Zweckmäßigkeit des Vorschlags an. Dagegen lag die Unmöglichkeit der Ausführung noch im Jahr 1850 Jedermann klar vor Augen. Die Abreise hätte im September schon erfolgen müssen. Man setzte daher vorläufig nur fest, daß eine Visitation der ostindischen Stationen im Jahr 1851—52 Statt finden solle. Inzwischen hatte man Hoffnung, einen Laien zu finden, der den Inspektor begleiten konnte, und darüber noch klarer zu werden, daß, was menschlich zweckmäßig erschien, auch göttlich gewollt und beschlossen sey. Mir selbst war in der Berathung vom 28. August eine höhere Gewißheit, daß ich die Reise unternehmen solle, noch dringenderes Bedürfniß geworden, da mir klar war, die Committee müsse so umfassende Vollmachten in die Hände der Visitationskommission legen, daß ich nicht wünschen könne, allein gesendet zu werden, und ich nun erfuhr, wie schwer es den Mitgliedern der Committee werden würde, von ihren Geschäften und Aemtern loszukommen. Da war es sehr wohlthuend für mich, in dem darauf folgenden October aus dem Munde meines sterbenden Vaters unerwarteter Weise einen Reisesegen zu empfangen.

In den letzten Tagen jenes Monats reiste ich nach Leonberg, um ihn zum letzten Mal zu sehen. Sein Ende war, menschlich betrachtet, gewiß. Mehrere Tage wartete ich auf die Stunde seines Heimgangs. Sie verzog sich

über Erwarten. Ich mußte einen Entschluß fassen, ob bleiben oder gehen. Am liebsten ließ ich den Vater selbst entscheiden. Mit freundlichem Gesicht hieß mich der 81jährige Greis auf meinen Posten zurückkehren. Noch an demselben Tag reiste ich ab. Ich trat an das Sterbebette, um für diese Welt Abschied zu nehmen. Der Kranke raffte sich auf und sprach zu mir: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt: Vergiß es nicht. Der HErr segne dich und dein Haus. Er begleite dich auf der Reise nach Indien." — Mit Freuden, getröstet und gestärkt, wie nie in meinem Leben, zog ich von dannen. Es überraschte mich, daß der Sterbende von der indischen Reise sprach; denn es war mit keinem Wort derselben während meines ganzen Besuchs gedacht worden. Von diesem Moment an war mir's bald mehr, bald weniger gewiß, daß ich reisen und der Segen meines Vaters sich an mir erfüllen werde. Indessen durchliefen die Verhandlungen noch verschiedene Phasen. Allein die im März 1851 einlaufenden Protokolle der im Januar zu Mangalur gehaltenen General-Conferenz unserer ostindischen Missionare drängten zur Entscheidung.

Am 22. März wurde im Hause des greisen Herrn Rathsherr Socin (um ihm die Anwesenheit bei der Berathung dieses wichtigen Gegenstandes möglich zu machen) eine außerordentliche Sitzung gehalten, in welcher der definitive Beschluß gefaßt wurde, daß ich im Lauf des Sommers die Visitationsreise unternehmen, und, da einmal ein Committeemitglied sich nicht an mich anschließen könne, andere Freunde der Bitte, mich zu begleiten, gleichfalls nicht entsprechen konnten, nun eben den Weg allein ohne Mitbevollmächtigten antreten solle. Dagegen gestattete die Committee mir aufs Freundlichste, meinen Neffen, einen jungen Kaufmann, der sich zu seiner Ausbildung an mich anzuschließen wünschte, und die Reise auf seine Kosten machen wollte, mit mir zu nehmen; ein Zugeständniß, für welches ich nachher oft dankbar zu seyn Ursache hatte. Am 7. Mai wurde sofort eine Vertheilung meiner Amtsgeschäfte für die

Zeit meiner Abwesenheit vorgenommen und in den folgenden Monaten von mir ein Plan für die Visitation unserer ostindischen Stationen zu Handen der Committee ausgearbeitet.

Mittlerweile rückte das Jahresfest heran; es fiel in die erste Juliwoche. Natürlich mußte ich hier der Reise Erwähnung thun. Ich verabschiedete mich mit einigen Worten von der Festversammlung. Ich konnte es thun mit der zweifellosen Gewißheit, daß ich dieselbe das nächste Jahr mit Freuden und wohl auch mit guter Botschaft wieder werde begrüßen dürfen. Einem meiner Freunde erschien diese Zuversicht fast übergroß. Sie war der unmittelbare Ausdruck nicht meines Glaubens allein, sondern zugleich eines Naturgefühls, das als eine gute Vorbedeutung mich oft in entscheidenden Augenblicken meines Lebens den zukünftigen Gang der Dinge ahnen ließ und so weit meine Erinnerung reicht, mich nie getäuscht hat. Jedenfalls war der Augenblick groß genug, um mein ganzes Herz auszufüllen und mich auf Glaubensflügeln empor zu tragen. Ich machte keinen Anspruch auf die Theilnahme des größeren Publikums an meinem Unternehmen. Der Fürbitte der Freunde war ich gewiß. Um so überwältigender war für mich der Eindruck, den die öffentlich ausgesprochenen Segenswünsche ehrwürdiger und hochverehrter Männer, den hochwürdigen Antistes des Basler Ministeriums an der Spitze, auf mich machte. Als Hr. Prof. Petavel von Neuenburg den Festgästen zurief, wenn der Inspektor des Missionshauses ins Feld rücke, müsse das ganze Armeecorps im Geist nachrücken, und durch Glauben und Gebet müssen die Entfernungen verschwinden, welche beide trennen; da fühlte ich zum ersten Mal, so lange ich in Basel war, die ganze Größe des Berufs, den das Haupt der Gemeinde mir anvertraut hat. Darum werde ich auch den theuern Männern, die damals zu einem so reichen Reiseschatz für mich zusammensteuerten, so oft ich jener Tage mich erinnere, von ganzem Herzen dankbar seyn.

Nach dem Feste trat ich eine Missionsreise von mehreren Wochen an. Am 20. Juni sollten drei meiner Reisegefährten, nämlich Samuel Kullen, Cand. d. Theologie, Ernst Dietz, Zögling unseres Hauses, und Hermann Anandraja Kaundinja aus Mangalur, getauft im Jahr 1844, seit 5 Jahren gleichfalls Zögling unserer Anstalt, alle drei für Ostindien bestimmt, sammt zwei von der Bremer Missionsgesellschaft für die westafricanische Mission berufenen Brüdern, W. Däuble und J. Menge*) in Leonberg in Württemberg ordinirt werden. Zu dieser Feierlichkeit wurde auch ich geladen. Ich sollte die Brüder der Gemeinde meiner Vaterstadt in einer Rede vorstellen. Während ich da auf der Kanzel stand, tauchten alle die Jugenderinnerungen in mir auf, die sich an dieses Heiligthum knüpfen. Mein Herz war davon tief ergriffen. Als ich aber von der Kanzel kommend am Altar in den Reihen der versammelten Prediger Platz genommen, trat Prälat von Kapff, der die Ordination verrichten sollte, an mich heran und bot mir an, nach der Ordination der Missionare auch mir einen Abschiedssegen für meine Visitation in Indien zu ertheilen. Ich nahm das Anerbieten mit stillem Danke an. Er legte also auch mir am Schlusse der heiligen Handlung am Altare die Hände segnend auf, und wie bei den 5 Brüdern, so bekräftigte auch bei mir die Gemeinde tausendstimmig mit ihrem lauten Amen das Gebet meines Freundes über mir. Ich gestehe, daß ich, obwohl kein Jüngling mehr, übernommen war von der Gewalt des Augenblicks, und den Ueberschwang göttlicher Segnungen, die in diesen Wochen auf mich niederströmten, nicht mit Worten auszusprechen im Stande bin. Konnte ich mich vorher oft der Frage nicht erwehren, ob ich für das mir aufgetragene Werk auch die nöthige Befähigung in mir trage, die General-Conferenz zu Basel und dieser Leonberger Ordinationstag hoben mich hinweg über diese Zweifel und ließen mich

*) Dieser ist bereits 1852 in Peki im Krepelande auf der Goldküste West-Africas gestorben.

getrost in der mir göttlich versiegelten Gewißheit meiner höhern Berufung ruhen.

Am Abend des Ordinationstages saßen wir Geschwister im väterlichen Hause noch lange recht vergnügt beisammen. Der alte Vater Mögling wurde zum Stellvertreter unseres heimgegangenen Vaters im Hauspriesterthum ernannt, was er sich gefallen ließ. Am Morgen folgte der erste Abschied. Als meiner ältesten Schwester das Herz weich wurde, gingen meinem eigenen Söhnlein die Augen über das, was bevorstand, nun auch auf. Mir half der HErr über die vielen Abschiede, die in den nächsten Wochen folgten, dadurch hinüber, daß Er mich von einer Missionsversammlung in die andere führte. Am 4. Aug. langte ich von Eriswyl, Kanton Bern, her wieder in Basel an.

In der Sitzung vom 13. August gediehen die auf die Visitation bezüglichen Berathungen der Committee, welche den ganzen Sommer hindurch gewährt hatten, zum Abschluß. Die Resultate derselben wurden in meiner Instruktion, welche 26 Paragraphen enthielt, zusammengefaßt. Außerdem übergab mir die Committee in dieser Sitzung die nöthigen Vollmachten, die eine in Form eines Committeeschreibens an unsere sämmtlichen Stationen in Ostindien, die andere in Form einer obrigkeitlich autorisirten Legitimationsurkunde für alle diejenigen Fälle, in welchen mit den Landesbehörden zu verhandeln war.

Die Aufträge, welche mir die Committee gab, waren zweifacher Natur. Die einen bezogen sich auf unsere ostindische Mission im Allgemeinen, die andern betrafen die einzelnen Stationen, Anstalten und Persönlichkeiten. Was jene betrifft, so wurde ich angewiesen: 1) Die für die Statistik unsrer Mission noch wünschbaren Notizen zu sammeln, mir selbst eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten zu verschaffen, und den Besitzstand der Mission aufs Neue verzeichnen zu lassen. — 2) Die persönlichen Verhältnisse der Missionare ins Auge zu fassen; den Frieden, die Eintracht und ein wahrhaft brüderliches Verhältniß unter denselben wieder herzustellen und auf jede Weise zu fördern. —

3) Von sämmtlichen Rechnungen Einsicht zu nehmen; die amtlichen Briefe und Papiere zu untersuchen und überhaupt die Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Mission zu inspiciren. — 4) Eine dem gegenwärtigen Bedürfniß angemessene Kirchen-, Gemeinde- und Schulordnung zu Stande zu bringen. — 5) Ueber die von den Missionaren im Druck herausgegebenen Schriften und ihre Brauchbarkeit Erkundigungen einzuziehen und in Betreff der Pressen Weiteres anzuordnen. — 6) Die zur Einführung und Durchführung der hinausgegebenen Conferenzordnung erforderlichen Schritte zu thun. — 7) Ueber die Frage, was von Seiten der Mission für die leibliche Versorgung der Heidenchristen und für Hebung des häuslichen und gewerblichen Lebens in den neuen Christengemeinlein geschehen solle, allseitig zu berathen. — 8) Ueberhaupt gründlich zu erforschen, auf welche Weise unser Werk im Ganzen am sichersten und wirksamsten gefördert werden könne.

Was die besondern Aufträge betrifft, so bezogen sie sich auf die in den Briefen und Berichten der Conferenzen und einzelnen Missionare enthaltenen Anfragen, Vorschläge und Bitten, und waren so zahlreich, daß ich sie an dieser Stelle nicht namentlich aufzuführen mir erlauben darf.

3. Abschied von Basel.

In der Sitzung vom 31. August wurde zuerst den mit mir hinausziehenden Brüdern Kullen, Kaundinja und Dietz, welchen sich nun auch der zum Faktor unserer Presse in Mangalur bestimmte Br. Plebst anschloß, ihre Instruktionen übergeben und dieselben dann verabschiedet. Sodann wurde der mit Gottes Hülfe wiederhergestellte und zum zweitenmal nach West-Africa abgehende Missionar Widmann mit Segenswünschen auf seinen frühern Posten in Akropong entlassen. Zum Schluß richtete der Präsident der Committee, Hr. Pfr. La Roche, zum Abschied Worte des Segens an mich. Er wünschte, der HErr möge aus meiner Visitation eine gute Frucht hervorwachsen lassen für das

Werk, für mich selbst und für die Committee, und meine Schritte also leiten, daß durch mein Thun und Lassen, Reden und Schweigen geschehe, was vor Ihm wohlgefällig sey. Jedes Committeemitglied fügte noch seine besonderen Wünsche und Bemerkungen bei. Endlich nahm auch ich noch einmal das Wort und erwähnte zuerst des vielen Guten, was mir der HErr in 2½ Jahren meines hiesigen Aufenthalts erwiesen. Ich konnte sagen, daß ich Vieles erfahren und gelernt, was mir für Herz und Amt wichtig war. Was die Reise selbst betraf, konnte ich versichern, schon die Vorbereitung auf dieselbe habe mir so viel ausgetragen, daß wenn auch kein Mensch davon Segen gehabt hätte, ich wenigstens einen solchen empfangen zu haben rühmen dürfte. Ich sprach die Hoffnung aus, daß meine Arbeit in Indien nicht vergeblich seyn werde, weil der HErr auch seiner schwächeren Knechte sich bedienen könne, um Andern Segen zuzuwenden. Zuletzt nahm ich von der Committee für 11 Monate Abschied, sagte allen Mitgliedern noch ein herzliches, brüderliches Lebewohl, Gott vertrauend, daß ich nach einem Jahre wieder in der Mitte der Brüder und Freunde am grünen Tische zu erscheinen die Freude haben werde.

An demselben Tag war die ganze Einwohnerschaft des Missionshauses, der sich einige, gleichfalls anwesende Verwandte des einen und andern meiner Reisegesellschaft angeschlossen hatten, mit uns in St. Peter zum Tische des HErrn gegangen. Den folgenden Tag, Montag den 1. September, wurden die Koffer gepackt. Dienstag brachte ich mit den Meinigen, so gut es gehen wollte, in der Stille zu. Und hier ist es billig, daß ich ihrer mit einigen Worten gedenke. Meine Kinder waren noch zu jung, um die Tragweite meines Entschlusses nach Indien zu gehen und meiner bevorstehenden Abreise zu verstehen. Es war ihnen mehr interessant, zu erfahren, wie das Alles gemacht und eingerichtet werden solle, was der Papa sehen, wie er selbst in weißen Kleidern sich ausnehmen und wie er sich in Indien verwandeln, was er mitbringen und erzählen

werde. Oft mußte ich auf der großen, mächtigen Weltkarte den Weg aufzeigen, den wir nehmen werden. Einmal spazierten die Mädchen im Garten mit mir Hand in Hand und fragten in ganz besonders vertraulichem Tone, ob ich denn auch ein schwarzes Gesicht und schwarze Hände mitbringen werde, wie sie Hermann Kaundinja, der seit 5 Jahren im Hause lebende ehemalige Bramine, habe. In den letzten Tagen wurden sie stiller und ernster, kamen aber doch sehr leicht über den Abschied weg. Die Mutter hingegen empfand es freilich tief, daß ich gehen sollte und wollte, um vielleicht (denn auch dieses war ja wohl möglich) nicht wieder zu kommen. Wahrscheinlicher erschien ihr aber freilich, daß ich sie nicht wieder finden könnte, da sie ihrer körperlichen Schwächlichkeit sich wohl bewußt war. Am Wenigsten wußte sie, wie es werden würde, wenn eines der Kinder, wie wir dieß so oft erlebt, gefährlich erkranken sollte. Ich hatte sie aber der Aufgabe überhoben, sich mit mir lange berathen und allmählig zum Entschluß kommen zu müssen, wohl wissend, daß sie die Reise weit leichter als den Willen des HErrn zu erkennen vermöge, wenn die Möglichkeit und Nothwendigkeit derselben als meine wohlgeprüfte, länger feststehende Ueberzeugung, zugleich anerkannt durch einen Beschluß der Committee, mit der vollen Gewißheit einer Thatsache ihr gegenübertrete. Die zartesten Frauen haben oft die größte Kraft zu tragen und zu dulden, die höchste Ergebung in Stunden der Entscheidung. Dieß habe ich oft erlebt. Darum durfte ich es wagen, so zu thun. Und der HErr gab Gnade und Kraft. Auch diese schweren Tage gingen so vorüber, daß wir uns wundern mußten. Es liegt ein großer Trost darin, zu wissen, daß man dem HErrn angehört, eine Seligkeit darin, Ihm zu dienen. Und uns trug und erhob dazu die Liebe einer großen und an den HErrn gläubigen Familie, die Fürbitte von Tausenden, die mit uns im Dienste des HErrn an der Mission arbeiten, oder herzlichen Antheil nehmen an allen Vorgängen auf dem Gebiete der Mission.

Mittwoch den 3. September brachen wir in Basel auf. Vormittags ½ 9 Uhr versammelten wir uns noch einmal im Saale des Missionshauses. Ich las Matth. 10 und Psalm 23, einige wenige Worte der Ermahnung und Ermunterung an die Hausgenossen anknüpfend. Darauf sprachen die Brüder Widmann, Kaundinja, Dietz und Plebst zu den Zöglingen. Zum Schluß betete ich und nach mir mein gel. Mitarbeiter und Schwager, Pfr. Geß. Um 11 Uhr setzte sich die Reisekarawane in Bewegung. Die Unsern begleiteten uns nach dem französischen Bahnhof. Tiefbewegt, aber im HErrn getrost, reichten wir einander die Hände und schauten einander noch einmal ins Auge.

Erster Abschnitt. — Die Reise nach Indien.

1. Reise durch Frankreich.

Die Eisenbahnfahrt währte nur kurz. Unser Reiseziel war für heute Mühlhausen. Dort empfingen uns unsere Mühlhauser Freunde am Bahnhof. Ein Omnibus brachte unser Gepäck nach der Messagerie national. Wir begaben uns nach unseren verschiedenen Quartieren. Nach Tisch fanden wir uns mit mehreren Freunden, worunter namentlich Herr Pastor Stöber und Bernard, bei Hrn. Dr. Bauer zusammen. Dann besichtigten wir die neugebaute, sehr schön eingerichtete Synagoge, in welcher mancher Israelite 2—4000 Fr. für einen Sitz bezahlt haben soll, und mehrere andere Theile der Stadt. Um 5 Uhr war eine Missionsstunde in der französischen Kirche. Ich redete etwa eine Stunde über unsere Mission im Allgemeinen und die africanische insbesondere. Dann stellten sich auf den Wunsch der Freunde aus dem geistlichen Stand auch die drei Brüder Dietz, Kaundinja und Kullen vor. Br. Dietz meinte es recht gut zu machen, wenn er sich auf das Wort Gottes gründe, sprach aber nun so lange, daß die beiden andern Brüder wenig Zeit mehr übrig hatten. Kaundinja's Worte waren fein und lieblich. Kullen schloß mit einem herzlichen, geistreichen und demüthigen Gebet. Abends beim Nacht-

essen war der theure und ehrwürdige Hr. Pfr. Härter von Straßburg zugegen, der uns in seiner glaubensvollen Weise den Segen des HErrn verhieß, wünschte und erflehte. Unruhige Nacht. Ich mache um 4 Uhr Licht und nehme vor dem Throne des Heilands eigentlich erst recht Abschied von den Meinigen und dem Missionshause in Basel.

Um 6 Uhr in der Frühe nahmen wir Abschied von den Freunden und Freundinnen, die uns so viele Liebe und Ehre erwiesen und uns nun noch bis zur Messagerie begleiteten. Nun erst begann das Reiseleben im eigentlichen Sinn. Wir füllten das Innere des Wagens und einen Theil des Coupé. Der kolossale Wagen rollt schnell dahin. Der Morgen ist kalt und umwölkt; dennoch sind wir fröhlich. Sobald wir die Stadt im Rücken haben, lesen wir die Losung des Tages und stimmen das Lied von A. Knapp an: Halleluja! wie lieblich stehen hoch über uns die Himmelshöhen ꝛc. Als wir geendet, merkte ich allmählig, daß die Weltlage sich geändert. Da saß ich, der einzige ältere, verheirathete Mann unter lauter jüngeren Leuten, aber recht lieben, theuern Leutchen. Hier ist es nun Zeit, die Reisegesellschaft meinen Lesern vorzustellen. Die vier Missionare habe ich bereits genannt; außer ihnen reiste mit uns Fräulein Pauline Ecklin, Tochter unsers theuren Freundes, des Hrn. Pastor Ecklin in Basel, Braut des Miss. Hoch in Mangalur; ferner der Sohn unsers theuren Freundes, des Hrn. Pfr. Huber in Basel (dieser bis Marseille); endlich mein Neffe, Carl Bunz. Der Weg bis Montbelliard ist ziemlich langweilig. Die Gegend wird dagegen immer schöner, je näher man Besançon kommt. Die Formation der Berge, die vielen durch die Felsen durchgebrochenen Krümmungen des Thals, die Pappelalleen, der Doubs mit seiner raschen Strömung, seinen vielen Schleußen und Wehren, erinnerten mich an ein mir sehr liebes Thal, das Thal der Blau. Besançon mit seinen befestigten Höhen ist sehr interessant. Mir dünkt, solche Höhen zu erstürmen, müßte eine ungeheure Masse Menschen kosten. Es war übrigens Abends, als wir in die Stadt einfuhren, und wir konnten daher nichts mehr

sehen. Ueberdieß hatten wir von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr nichts zu essen bekommen. In der Restauration absolvirte man ein reichliches Essen in 20 Minuten. Es ging da sehr republikanisch zu: ein vornehmer Herr und eine Dame mit seidenem Kleid und Schleier neben den Fuhrleuten; der Wirth ohne Wams und Weste. Als wir wieder einsteigen wollten, versuchte ein gemeiner Soldat sich unserer Plätze zu bemächtigen. Wir waren froh, als wir unsere angestammten Rechte anerkannt sahen. Auf der Zugbrücke der Festung aber neue Noth. Eine Reihe Güterwagen und unser Postwagen fuhren so in einander, daß es kein Rück- und kein Vorwärts mehr zu geben schien. Hier an den Güterwagen, dort an das Geländer der Brücke angepreßt, war an ein Aussteigen nicht zu denken. Das Militär errettete uns aus der peinlichen Situation. Als wir frei waren, ging's im stärksten Trab davon. Wir sangen ein Abendlied und wer schlafen konnte, schlief. Bei mir ging das aber nur mit vieler Unterbrechung und Zerbrechung des Rückens und der Beine. Mit Tagesanbruch waren wir in Chalons sur Saone, einer uralten, merkwürdigen Stadt, aber, wie mich dünkt, nicht so schön, als sie Mylius in der malerischen Reise beschrieben hat. Das Schönste ist der Fluß, dessen rechtes Ufer die unabsehbar lange Treppe bildet, an der Massen von Fässern und Kisten im Freien aufgehäuft lagen. Wir machten in der Morgensonne einen anziehenden Spaziergang die breite Straße am Fluß hinab. Weniger anziehend war mir das aufdringliche, unverschämte Bettlervolk, das hungernd und faullenzend schaarenweise, wie ich es noch nie gesehen, am Landungsplatz herumlungerte. Um 7 Uhr bestiegen wir das Dampfboot. Die Fahrt über Macon nach Lyon war von der erstgenannten Stadt an außerordentlich lieblich. Das Städtchen Trevour liegt wunderschön an einem Berge auf dem linken Ufer hinaufgebaut. Die Bauart des Städtchens, das Colorit der Landschaft so, wie man's nur im Süden sieht. Haus über Haus hinauf den Berg; dazwischen mannigfaltiges frisches Grün; dazu einige Schluchten und Berg-

einschnitte und eine hübsche Anfahrt: alles zusammen ein wahrhaft liebliches Gemälde. Später ein Städtchen mit einem Jahrmarkt am Ufer hin. Dieses Menschengewimmel, die Menge zweiräderiger Karren, die Schweine, wie Schafherden in den Hürden, zwischen quer herübergelegten Balken gelagert, unter einer Allee die vielen Buden, wie es mir schien, hauptsächlich Baumwollen-, Strumpfweber- und Strickerwaaren darbietend, in bunten, doch vorherrschend rother Farbe prangend. — Dann die Einfahrt in die Verengung des Saonethals — eine Dampfschifffstunde oberhalb Lyon — wahrhaft prächtig zu nennen. Frisches Grün in mannigfaltiger Schattirung hier im Thalgrund, gerade vor uns der ziemlich hohe Berg, links der sonnenbeschienene Thaleinschnitt mit den Felsenwänden der Steinbrüche, dazwischen hinein lieblich gelegene Häuser und Landsitze. Und von diesem Punkte an eine Lieblichkeit, Freundlichkeit, ein Reichthum, eine Pracht der Bilder, die gewiß keine noch so kunstgeübte Feder würdig zu beschreiben weiß. Den Gegenden am Rhein und an der Aare darf ja Niemand ihren Ruhm verkümmern; dem aber, der nur nördliche Anschauungen bis daher gekannt, wird es unbeschreiblich wohl zu Muth im Glanze dieser südlicheren Welt. Vor einigen Jahren reiste ein lieber Greis vom Nordseestrand nach der Schweiz, um vor seinem Ende auch einmal Berge zu sehen; ich begleitete ihn bis Thun. Als wir da von Bern nach Thun fuhren und der Sommertag sich in voller Herrlichkeit vor uns ausbreitete und der Greis das Alpenglühen sah, da fing er an zu singen, als wäre er zum Jüngling geworden. Es war als ob das Liederbuch, das er in sich trug, lebendig geworden wäre, und Blatt für Blatt sich absingen wollte. So hätte ich mich nicht verwundert, wenn die Herrlichkeit des Saonethals einen der Passagiere zum Gesang begeistert hätte. Wirklich stimmten auch auf unserm Boot einige Sängerinnen Lieder an und — wer sollte das glauben? — deutsche Lieder; aber sie waren nicht geeignet, unsern Gefühlen und Empfindungen einen Ausdruck zu ver-

leihen, wie sie ihn suchten. Mir klangen sie im Gegentheil wie Klagelieder, die die Schmach des Vaterlandes den Fremden verkündigten. Die Sängerinnen waren arme Elsässerinnen und Württembergerinnen (aus der Gegend von Heilbronn), die schiffbrüchig an die Ufer dieser ihnen fremden und gewiß nur seelenverderblichen Welt verschlagen, mit einem allerwärts verachteten Gesang ihr Brod nicht verdienten, sondern erbettelten. Für uns Missionsleute war dieß eine Erinnerung daran, daß wir ausgezogen seyen, um der verlornen Brüder willen, nicht um die Herrlichkeiten der Städte und Länder zu beschauen, und zugleich ein Wink, den Verschlagenen den Weg in die Heimath zu weisen, beides, die irdische und die ewige.

Längere Zeit hatten alle Passagiere schon dagestanden und unverwandten Blicks hinübergeschaut zu den Ufern des Flusses. Allmählig schien es, als ob man der Stadt sich nähere. Siehe da die Häuser am Berg hinauf, diese Felsen, diese Brücken, diese Anhöhen. Nur einige Wendungen und es war mir klar, daß wir bereits mitten in der Stadt uns befinden, einer Stadt, wie ich noch keine gesehen, nicht zu vergleichen mit Berlin, München, Dresden, ob ich gleich hernach inne wurde, daß die genannten Städte Vieles besitzen, was man vergeblich sucht in Lyon.

Die Ausschiffungs-Ceremonien sind französisch, soldatisch und aufs Geldabnehmen von Seiten des Packträgervolkes berechnet. Aber nie habe ich Menschen solche Lasten tragen sehen: ein Einziger trug meine drei Koffer, worunter einer voll von Papieren und Büchern u. dgl. Unser Quartier nahmen wir im im Hotel Beauquis an einer Ecke des Platzes Bellecourt. An demselben Abend bestiegen wir noch den Fourviere-Berg und das Observatorium auf demselben. An dem schmalen Weg, auf dem wir die Höhe hinanstiegen, machte sich der Katholizismus in seiner rohesten Gestalt auf eine wahrhaft schreckliche Weise breit. Da waren ausgestellt Wachshände und Wachsfüße in Massen; ebenso Heiligenbilder die Menge; Sterbebetten von Teufeln mit Krallen, Schwänzen und Feuerhaken umlagert; der Heiland und

der Priester am Krankenbett, der Heiland vollständig in Schatten gestellt durch den Priester, der wahrhaft barmherzig, innig und verlangend nach dem Heil der Seelen neben dem armseligen, nichtssagenden Jesusbilde sich ausnahm. Auf dem Berge oben eine wunderherrliche Landschaft vor unsern Blicken ausgebreitet. Lyon zu unsern Füßen, auf einige Stunden seine Häuser und Landsitze hinausstreuend, die Croix rousse mit ihren Fabriken, 30,000 Seidenweber beschäftigend, an diesem Hügel uns gegenüber hinaufgebaut; die Festungswerke hinter Fourvieres. Noch weiter nach Westen die Berge der Auvergne. Im Osten aber die Alpen, der Montblanc und die Alpen von Chambery. Dort unten im Thal die beiden Ströme, hier sich vereinigend. Wäre die Stadt selbst nicht schön, die Gegend allein machte Lyon zu einer der schönsten Städte, die es geben mag. Ich habe noch keine so liebliche, wahrhaft schöne Stadt gesehen.

Die beiden folgenden Tage Regentage, die uns um so unfreundlicher erschienen, je wonniglicher der Tag zuvor gewesen war. Hätten wir gewußt, daß wir 10 Monate von Lyon bis Trieft keinen Regentag mehr sehen sollten, so hätten wir die Ströme, die der Himmel in Lyon auf uns herabgoß, mit gierigen Zügen eingesogen. Ich fand einen alten Bekannten in Lyon, der nunmehr deutscher Pastor daselbst ist. Er ersuchte mich, am Sonntag an seiner Stelle eine deutsche Predigt zu halten. Ich nahm das Anerbieten gerne an. Aber schmerzlich war dann der Eindruck, den die deutsche Kirche, in der ich auftrat, auf mich machte. Es war die Kapelle der evangelischen Gesellschaft. Wenn ich die Lyoner Freunde nicht betrübte, möchte ich sagen: sie ist in einem Winkel erbaut, selbst nur ein Winkel. Da hatte sich ein kleines Häuflein unserer Landsleute zusammengefunden, während Tausende von Deutschen in der Stadt wohnen, die der Erbauung auf unsern allerheiligsten Glauben um so bedürftiger wären, je größer die Verführung in dieser großen Handelsstadt ist, und je emsiger der katholische Clerus unter Anführung des erzbischöflichen Ar-

chidiaconus bemüht ist, die Protestanten in den Schooß der alleinseligmachenden d. h. römischen Kirche zurückzuführen. In der Kathedrale prunkt der Katholizismus mit aller Herrlichkeit. Diese Protestanten, wie ich sie da vor mir versammelt sah, sind ein arm verachtet Häuflein, zusammengeweht aus allen Ländern. Ich predigte über die Geschichte des verlornen Sohnes. Nachher hörte ich, daß wenigstens Ein verlorner Sohn, d. h. der entlaufene Sohn eines reichen Kaufmanns aus Baiern, unter den Zuhörern sich befand. Auch ein Türke, der in der Walachei deutsch gelernt hatte, und den Wunsch hegte, Christ, und zwar ein evangelischer Christ zu werden, war in der Kirche.

Montag Morgens um 4 Uhr brachen wir von Lyon auf. Wir fuhren zu 6 ffr. die Person auf dem ersten Platz, d. h. auf einer Truhe mit Eisen beschlagen, bald sitzend, bald stehend, nach Avignon. Die Cajütte und das Verdeck des sehr beträchtlichen Boots waren nämlich so überfüllt, daß wir keine andere Stelle fanden. Es war gut, daß es nicht regnete, es wäre sonst den armen Passagieren übel ergangen. Indessen war die Aussicht schön und unsere Stimmung heiter und fröhlich. Ich saß wie ein Hindu Guru auf meinem eisenbeschlagenen Sopha und las unsern Leuten Schuberts Beschreibung dieser Strecke vor, die uns Alles namhaft machte, was wir sahen und nicht sahen. Nachmittags zog Kaundinja die Aufmerksamkeit einiger katholischen Priester auf sich. Sie bedauerten, nicht mit ihm reden zu können. Dietz band mit ihnen an und hätte sie gerne bekehrt. Dieß ging zwar nicht; dagegen hatte er nun mit den Laien genug Arbeit, die sich freuten, daß er die geistlichen Herren gepackt hatte. Ein Herr namentlich ließ sich in ein mehrstündiges Gespräch mit ihm ein und nahm nachher meines Neffen französisches Testament als Andenken an.

Um 4½ Uhr kamen wir nach Avignon. Ich war um der geschichtlichen Erinnerungen willen sehr begierig gewesen, diese Stadt zu sehen. Mußten wir aber sehr lange am Landungsplatz stehen, so brachte uns der besondere Umstand,

daß ein Jahrmarkt oder Volksfest an diesem Tage Statt fand, später noch einmal um ¾ Stunden. So sahe ich nicht viel von der Stadt der Päpste. Wir mußten einen langen Weg um die Stadt her wandern, um zur Eisenbahn zu gelangen. Wir mußten uns da oft durch die trinkenden, singenden und tanzenden Massen hindurchdrängen, deren braune Gesichter und Funken sprühende Augen uns schon deutlich verriethen, daß wir mit raschen Schritten dem Süden zueilten. Meinen Neffen hatten sie anderthalb Stunden herumgezogen, bis er endlich unser Gepäck in Sicherheit gebracht hatte. Da die Festgäste auch wieder fortwollten, wurde es fast Nacht bis der Bahnzug abging.

Endlich hatten wir die Stadt im Rücken und bald schliefen wir ein. Es soll die Bahn durch zwei Tunnels gehen, von welchen einer so lang ist, daß man 5 Minuten zur Durchfahrt braucht. Ich wurde nichts davon gewahr. Nur Ein Mal wachte ich auf und sah mir im Mondlicht das Meer entgegenglänzen. Um 11½ Uhr kamen wir in Marseille an.

Durch ein Versehen kamen wir ins Hotel de Provence, während im Hotel de France bereits Alles für uns in Bereitschaft war. Wir waren zum Glück ohne dieß genöthigt, wieder auszuziehen. Um 1 Uhr gingen wir zu Bett. Die jungen Leute schliefen bis 8 und 9 Uhr. Ich hatte um ½8 Uhr bereits einen Besuch von dem Chef des Handelshauses, das unsere Angelegenheiten besorgte. Später kam Hr. Gengenbach aus Basel, deutscher Pfarrer in Marseille, dem wir von Mutter und Freunden Botschaften überbrachten. Um 11 Uhr brachte uns der oben genannte Kaufmann zum Agenten der Oriental Steam Navigation Company; wir nahmen Plätze für Alexandria. Wir bezahlten 515 ffr. die Person, ohne Einschiffungsgebühren und Trinkgelder, zusammen 3605 ffr. Dann besuchten wir das Dampfboot Medina, das uns nach Malta bringen sollte. Es war keines der größten, aber das schönste Schiff, das wir auf unserer ganzen Reise sahen. Von außen war es schwarz wie die andern, unten mit Kupfer beschlagen; an der Seite

führte, wie immer, eine fliegende Treppe hinauf, an der auch Frauen und Kinder bei ruhiger See leicht an Bord gelangen können; oben aber wurde man alsbald gewahr, daß man auf englischem Territorium sich befand. Der Boden und die Bordseiten waren gelb angestrichen, Alles außerordentlich rein und blank. Ueber das Verdeck war ein Zelttuch ausgespannt, was sich uns später als eine große Wohlthat erwies. Eine Treppe führte in den Salon hinab. Da war Alles schön geschliffen und gepolstert, die Tische, die Spiegel, die Sopha's. Allerlei Bücher zum Lesen lagen auf den Tischen. Zur Seite rechts und links waren die Cabinen, sehr niedlich, aber sehr klein; je zwei Betten übereinander; ein Waschtisch, für welchen eine mit einem Hahnen versehene Röhre stets das nöthige Wasser lieferte; aber weder Stuhl, noch Sessel. In die Cabine herein durfte man nichts nehmen, als die Reisesäcke. Für die Frauen war ein besonderer Salon da, noch eleganter eingerichtet, als der der Männer, aber kleiner, weil der Salon der Herren gemeinschaftliches Speisezimmer ist. Die Offiziere und Matrosen, weil noch im Hafen liegend, waren alle weiß gekleidet, die Matrosen indeß dem ungeachtet baarfuß. Ein Soldat stand beständig Wache. Es war dieß aber nur im Hafen so. Meine jungen Begleiter waren sehr erfreut über dieses schöne Haus, auf dem sie bald schwimmen sollten. In der That verschwindet gewiß bei Jedermann die Aengstlichkeit, mit der man sich zum ersten Mal zu einer Seereise anschickt, wenn man ein so solides Fahrzeug betritt und die durchgreifende Ordnung wahrnimmt, die hier Alles regelt. Diese beiden Momente zusammen: die imposante Gestalt eines so gewaltigen Meerschiffes und die schöne Ordnung, die darauf herrscht, überzeugen bald auch das Gemüth von dem, was man kopfmäßig schon zuvor inne haben kann, daß es eine Schiffskunde gibt, die nicht von heute ist, und das Seeleben so fürchterlich nicht ist, wie wir Binnenländer es uns oft denken. Wenn man dann vollends das Meer sich ausbreiten sieht in seiner Herrlichkeit, so kann man es nicht fürchten, man muß es lieben.

Nachdem wir unsere Cabinen gewählt und belegt hatten, fuhren wir zur Stadt zurück und durchwanderten dieselbe nach verschiedenen Seiten. Auf den Hafendämmen wogten Menschen aller Nationen durcheinander. Prächtige Magazine bieten die Reichthümer fremder Länder feil. Vielleicht gibt es wenige Seestädte, wo man so viele naturhistorische Gegenstände, bereits so schön gruppirt, beisammen findet. Besonders anziehend waren für mich die schönen Alleen von Platanen mehrere Straßen entlang. In einer derselben waren prachtvolle Buden aufgerichtet, wie ich sie weder in Berlin, noch in Dresden gesehen. Welche Fülle von Niedlichkeit und Herrlichkeit für die Kinderwelt! Was sind dagegen die orientalischen Märkte?

Abends machten wir unter des Hrn. Pastor Gengenbach's Anführung einen Ausflug nach Notre-Dame de la Garde. Wir fuhren in einem Omnibus bis zum Meeresstrand, im Rücken des Berges. Da schauten wir Meilen weit in die See hinaus. Ein kleiner Knabe aus Hessen begrüßte uns auch da mit einem deutschen Lied. Knäblein badeten sich in der schönen Fluth; ein kleines Mädchen war eben von seiner Mutter herausgehoben worden und saß da, um angekleidet zu werden. Wir wanderten dann die neue Straße am Ufer hin und stiegen rechts den Berg hinan. Der Blick von oben herab war ausgezeichnet schön. Die Stadt weit hin an der See und ins Land hinein sich ausbreitend, und der Hafen mit seinen hundert Schiffen lag zu unsern Füßen. Auf den Hügeln umher Hunderte von Gartenhäuschen und Gartenhäusern, mitten hinein in das Felsengeröll gebaut, umschattet von Pinien, Tamarisken, Oelbäumen, Feigen und Rebengeländen. Im Hintergrunde ziemlich hohe Berge, kahl und wild, der nackte Fels. Endlich ging die Sonne unter und tauchte sich ins Meer. Zuerst röthete sich der Abendhimmel und färbte das Meer mit Gluth; dann wurde es dunkler im Hintergrund, der Vordergrund aber ward einer blanken Silberplatte ähnlich. Ueberhaupt war der Farbenwechsel der See an jenem Tage ganz besonders schön. Hier erschien sie im tiefsten dunkel-

blau, dort zog ein hellgrüner Streifen sich mitten durch das Blau; an einer andern Stelle sah sie weiß, wie der Fels, der sich in ihrem Grunde barg. Die Luft war angenehm, selbst noch am Abend warm; aber der Tag war schon sehr heiß gewesen.

Den folgenden Tag, es war der 10. September, verbrachten wir mit Briefschreiben und Vorbereitungen für die Seereise. Unser Gepäck, das zum größern Theil mit der Fuhre vorausgegangen war, war richtig angekommen. Die Kisten waren plumbirt gewesen; dennoch sollten sie auf der Douane geöffnet und dann abermals plumbirt werden, so sagte man uns. Es war dem aber nicht so. Ich konnte es nicht recht begreifen, daß die Herren Kaufleute ihrer Sache nicht mehr gewiß seyn sollten. Auch unser Geld, das vorausgegangen war, wollte so lange nicht heraus. Ich war am Ende ein wenig besorgt seinetwegen. Ich liebe die Leute nicht, die zwei Stunden nachher gerade das Gegentheil von dem sagen, was sie zuvor gesagt. Später klärten sich die Sachen auf. Acht Tage nachher gab sich der Chef jenes Handlungshauses mit eigener Hand den Tod. Wie pries ich uns glücklich, daß dieß nicht eine Woche früher geschah! Es war ein schöner Theil des Reisegelds unserer ganzen Gesellschaft in den Händen jenes Mannes, ca. 10,000 frr. Wäre das Geld verloren gewesen, welche Noth für uns und unsere Mission!

2. Fahrt nach Malta.

Ueber den Zurüstungen war es Abend geworden. Wir nahmen zum letzten Male auf dem festen Lande eine Mahlzeit ein, an welcher auch mehrere unserer Marseiller Freunde Antheil nahmen. Endlich war Alles gerüstet und man brach auf, um an Bord zu gehen. Es war Nachts 9 Uhr. Das Gepäck war schon am Nachmittag hergeschafft worden. Man konnte sich also ruhig noch eine Weile mit den Freunden, die uns begleitet hatten, auf dem Verdeck ergehen. Es war ein prächtiger Anblick; tausend Lichter schimmerten von

der Stadt herüber, alle Schiffe im Hafen hatten ihre Leuchten angesteckt. Dennoch war mir's jetzt etwas wehmüthig ums Herz, wenn ich der Meinigen gedachte. Doch die hundert Schiffe um uns her, auf welchen so viele Menschen um zeitlichen Erwerbs willen sich dem Meere anvertrauten, und der Gedanke an die ewige Barmherzigkeit und Treue unsers Gottes und Heilandes gaben mir den freudigsten Muth zur Fortsetzung meiner Missionswanderung. Nachdem die Freunde uns Lebewohl gesagt, schaute ich noch eine Weile nach der Stadt hinüber. Dann aber merkte ich, daß die aus dem Hafen aufsteigenden Dünste mir Ekel erregten, sagte den Freunden gute Nacht, und begab mich zur Ruhe. Wie man sich das erste Mal auf dem Schiffe zu Bette legt, so sollte man sich alle Tage niederlegen. Man weiß ja auch zu Hause nicht, ob man den folgenden Morgen wieder aufsteht; wenn aber bei jedem noch so ruhigen Wellenschlag und bei der regelmäßigsten Bewegung, bei jeder Umdrehung des Schiffes die Balken ächzen, das Meer so nahe durch die Lucken hereinschaut und die Wellen je und je eine kleine Ladung in die Kabine hereinsenden, da kann man doch nicht so leicht vergessen, daß man ganz und gar in der Gewalt Dessen ist, der alle Dinge trägt mit seinem allmächtigen Wort. Und doch wird man auch diese Lage bald so gewöhnt, daß Hunderte von Seefahrern gerade die gottesvergessensten Leute sind. Ich wählte eine obere Bettstelle, um auf das Meer hinausschauen zu können. Dieselbe war stark halb so breit, als eine gewöhnliche Bettstelle und gerade so lang, als ich. Vorn waren oben und unten niedlich durchbrochene Gitter, in der Mitte weiße Vorhänge. Mein Schlaf war gut aber unterbrochen. Um Mitternacht wurde die Post eingenommen und die Anker gelichtet. Als wir am Morgen erwachten, lagen die Ufer Europa's schon meilenweit hinter uns; alle aber waren seekrank erwacht. Ich empfand keine Uebelkeit, aber starken Schwindel, der mir verbot, aufzustehen. Einige in unserer Gesellschaft dagegen griff die Krankheit sehr heftig an.

In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag fühlte ich mich endlich wieder vollkommen frei, und da es mir helle zu werden schien, erhob ich mich von meinem Lager. Der Mondschein hatte mich getäuscht, es war eine Stunde nach Mitternacht. Ich zürnte dieser Täuschung jedoch nicht, denn gerade passirten wir die Straße von Bonifacio zwischen Corsica und Sardinien. Das war prächtig. Rechts und links das Land oft so nahe, daß es mir vorkam, man müßte jeden Mann am Ufer stehen sehen; und doch wieder jeden Augenblick eine Neuigkeit, hundert Wendungen und Krümmungen der Küste, so daß man oft meinte, gerade aufs Land hinauffahren zu müssen, wenn sich eben wieder eine neue Wasserstraße eröffnete. Noch schöner als diese nächtliche Durchfahrt war der Sonnenaufgang. Das war ein unaussprechlich herrliches Schauspiel, wieder ganz verschieden vom Sonnenuntergang am Dienstag zuvor. Jenes Mal glich die See einer Silberplatte, dießmal vergoldete die Sonne die ganze Meeresfläche. Bei diesem Anblick war mir außerordentlich wohl zu Muth. Das Meer erscheint in einem solchen Augenblick nicht mehr als das schreckliche Ungeheuer, das seine Abgründe aufthut, um das Kind des Landes zu verschlingen; es ist wie die goldene Wiege eines Königssohns, dem eine große Herrschaft als Erbe zufallen soll. Ich begriff, daß es Leute gibt, die lieber auf der See leben, als auf dem Lande, zumal hier in diesem gemäßigten Klima, wo die Luft so lieblich frisch und doch so wohlthuend lau dabei einem den ganzen Tag neues Leben zuwehen zu wollen scheint. Deßhalb wandelte ich denn auch jenen ganzen langen Morgen fröhlich, obgleich einsam, auf dem Verdeck umher. Da sah ich dann, wie die Schiffsmannschaft zwischen 5 und 6 Uhr das ganze Schiff nicht Ein Mal nur, sondern drei Mal abzuwaschen beflissen war. Später kamen allmählich alle Passagiere aus den Cabinen herauf, auch unsere Leutchen, alle bleich, ein wenig eingefallen, aber fröhlich und auf Genesung hoffend. Die Bevölkerung des Schiffs bestand aus 45 Matrosen, 7 See-

soldaten, etwa 15 Ingenieurs, Maschinisten und Heizer. Die Matrosen trugen alle weiße Hosen, ein wollenes Unterwams, ein Hemd mit blauem Kragen und einen Strohhut, auf dessen Band der Name des Schiffs zu lesen war. Die Offiziere trugen weiße Beinkleider, blaue Wämser und blaue, goldbordirte Mützen; der Kapitain einen blauen Rock oder Frack mit goldenen Knöpfen und Borten. Von Passagieren befanden sich auf dem Schiff, außer uns 7, Damen 4 und Herren 4. Außer diesen ein Albanese, eine gewaltige Gestalt, mit einem schwarzen Mädchen von ca. 15 Jahren, seiner Sclavin, oder seiner Frau; ein Hindu aus Bombay, zum Muhammedanismus übergegangen, ein Kaufmann, der im Auftrage eines Native-Handlungshauses in Bombay Reisen in Europa machte, schon mehrere Jahre in Paris gelebt hatte, und nicht nur französisch und englisch sprach, sondern auch sonst wohl erfahren war in Allem, was das äußere Leben betrifft. Dieß hatte ihn ausgefunden und mit H. Kaundinja bekannt gemacht, an dem er eine Freude hatte und mit welchem er sich um so lieber unterhielt, als seine Gesundheit von dem Einfluß des europäischen Klimas oder der Pariser Luft völlig untergraben war. Auch ein Grieche war auf dem Schiff, der ein Lehrer war. Unter den Matrosen befand sich ein Hindu, der in Malta katholisch geworden war. Dieß war unsere Reisegesellschaft. Soll nun aber auch die unvernünftige Schöpfung an die Reihe kommen, so waren da 2 Hunde, 1 egyptische Ziege, rothbraun, glatten Haares, mit Schlappohren, dem Koch sehr am Herzen gelegen, da das Thier unsern Tisch jeden Tag mit frischer Milch versehen sollte; außerdem mancherlei Geflügel.

Der Tisch war natürlich englisch bestellt, nur erschien bereits Reis und Curry, der in Indien bei keiner Mahlzeit fehlen darf, uns Neulingen aber noch gar nicht mundete. 9 Uhr, 12 Uhr, 3 Uhr, 6 Uhr waren die verschiedenen Essenszeiten. Im Anfang ist man förmlich böse über das oftmalige Tischgeläute; bald aber merkt man, daß das beste Schutzmittel gegen die öfters wiederkehrenden Wellen der Uebelkeit ist, öfters, aber nicht viel zu essen.

Am 12. September hatten wir das schönste Wetter. Den ganzen Tag über hatten wir zur Rechten Sardinien; Felsenzüge und Bergreihen der mannigfaltigsten Art, aber mehr wild als lieblich, wenig Anbau, wenig Städte und Dörfer. Samstags Morgens den 13. September Maritima und die andern an der nordwestlichen Spitze Siciliens gelegenen Inseln, steile, kahle, fast ganz unfruchtbare Felseilande. Später Sicilien selbst. Ebenere Küste, sanft zu Höhen ansteigend; Städte und Dörfer in Menge. Bis zum Abend haben wir die Küste im Gesicht, der wir auf 6 bis 8 Stunden nahe seyn mögen, eine Entfernung, die auf der See aber weit weniger beträcht.ich ist, als auf dem Lande; denn Nachts leuchten die Lichter der Städte und Dörfer in großer Zahl zu uns herüber.

Sonntag den 14. September erwachen wir an den Kanonenschüssen, die uns der Stadt Valetta auf Malta ankündigen. Wir erheben uns von unserem Lager. Es ist Morgen 6 Uhr. Als wir aufs Verdeck kamen, wurden bereits Koffer und Kisten aus den unteren Räumen heraufgeschafft und auf einander gethürmt. Alles schickt sich an, die Medina zu verlassen. Rings um das Schiff wimmelt es von grün und roth angestrichenen Nachen, deren Eigenthümer die Reisenden unaufhörlich einluden, ihr Boot zu besteigen. Wir sind die letzten, die fortkommen. Wir brauchten 4 Boote, um mit unserm Gepäck nach dem Merlin hinüberzukommen, der im andern Hafen lag und uns nach Alexandrien bringen sollte. Hätten wir gewußt, was wir später wohl erfuhren, daß die Officiere für die Wegbringung des Gepäcks von einem Schiff zum andern zu sorgen haben, so hätten wir uns viel Mühe ersparen können. Auf dem Merlin angekommen, suchten wir uns Cabinen aus und brachten unsere Sachen in Ordnung. Dann fuhren wir zur Stadt, wo wir zuerst (es war ½9 Uhr) ein Frühstück einnahmen und von den vielen Besuchen, die wir gerne gemacht hätten, wenigstens Einen abstatteten, und Einiges von dem Interessanten und Denkwürdigen, was es hier zu sehen gibt, ein wenig beschauen konnten. Nach-

dem ich mit Fräulein Ecklin und H. Kaundinja Frau Lowndes gesehen und ihr die Briefe ihrer Basler Kinder sammt den anderen Briefen für Malta, die ich unter den obwaltenden Umständen nicht selbst an die Adressaten abgeben konnte, übergeben hatte, besuchten wir den Palast des Gouverneurs, einst die Wohnung des Großmeisters der Maltheserritter, und eben deßwegen voll maltesischer Alterthümer. Nachher bestiegen wir die Anhöhe, auf welcher die Cidatelle liegt und überblickten von dort aus die Stadt und den Hafen. Dennoch bin ich nicht im Stande, Malta zu schildern. Da ziehen sich 6 bis 8 größere oder kleinere Buchten herein, die alle von Häuserreihen umschlossen sind, welche hintereinander und übereinander emporsteigen. Man sieht es sogleich und überall tritt es hervor, daß Malta Festung, und eine ungeheure Festung ist. Mitten zwischen Wällen, Gräben, Mauern, Thürmen liegen stattliche Paläste, Landhäuser, Spitäler, Kasernen, Kirchen in sehr verschiedenem Styl bis zum modernen herab. Außerhalb der Stadt aber erscheint fast nur der nackte Fels. In den Gärten Cypressen, Feigen, Pfeffer, Weinreben; aber es sind doch nur wenige grüne Stellen. Auch auf jenem freien Platz, auf dem wir stehen, ist alles Gras völlig erstorben und wir werden den Unterschied zwischen Süden und Norden zum ersten Mal recht fühlbar inne. Die Sonne brennt uns außerordentlich heiß auf unsere Rücken und blendet uns, wenigstens mich, in sehr empfindlicher Weise. Im Inneren der Stadt ist's kühler. Da zieht sich von der Citadelle zum Palast des Gouverneurs eine Straße hinab, die einzig ist in ihrer Art; stattliche, alte Paläste, Schritt für Schritt an die Ritterzeit erinnernd, zur Rechten und zur Linken. Ueberhaupt finde ich die Straßen merkwürdig; sie sind wie mit Felsen geplattet, steil, aber ziemlich regelmäßig; die Häuser sind mit Hunderten niedlicher Erker geschmückt, eine fröhliche Menge wogt in ihnen auf und nieder. Nicht zu vergessen sind einige Kompagnien englischer Soldaten, im Paradeschritt am Sonntag Morgen zur Kirche ziehend. Das muß man gesehen haben, um zu wissen, was für ein Geist im englischen Volke lebt.

Das französische Militär mag furchtbar seyn; die preußischen Kolonnen sah ich mit wahrer Freude an mir vorüberziehen, als sie vor etlichen Jahren nach Rastatt zogen; aber so marschiren nur die Engländer auf und ganz ebenso sind sie in Indien mit entgegengetreten. Der gemeinste Soldat fühlt sich als Glied der großen Nation.

Merkwürdig ist in Malta das Durcheinanderwogen der verschiedensten Nationalitäten. Morgenland und Abendland durchdringen sich hier in wunderbarer Weise. Unsere Frauen betrachteten wohl auch das Kostüm der Malteserinnen, die ihre Mäntel von schwarzer Seide (wir würden aber sagen Schürzen) als Haube, Hut, Schleier, Sonnen- und Regenschirm über die Köpfe ziehen, oder vielmehr durch etwas Steifes, das sie emporhält, über den Köpfen aufpflanzen. Die Kutschen, welche man hier sieht, sind zweiräderig und werden von Pferden oder Maulthieren mehr getragen als gezogen.

3. Fahrt nach Alexandria.

Um 11 Uhr mußten wir wieder an Bord seyn. Der Kapitän, ein älterer Mann, nahm uns mit vieler Freundlichkeit auf. Unsere Reisegesellschaft war, statt, wie wir erwartet hatten, größer zu werden, kleiner geworden. Zwei ältere Herren und ein junges, feines Männlein, Engländer und 2 von den mit uns angekommenen, englischen Frauen, die zu ihren Männern nach Indien hinauszogen, waren die einzigen Passagiere außer uns. Sobald die Post eingenommen war, lichtete man die Anker. Um ½12 Uhr fuhren wir wieder in die See hinaus. Große und kleine Schiffe in Menge begegnen uns. Wir blicken nun schon mit voller Ruhe auf die schnell an uns vorübergleitenden Ufer der Insel zurück und vergessen dabei des Apostels nicht, der in diesen Gewässern Stürme erlitt und Todesgefahren bestand, wie sie selbst wenige Seeleute in unseren Tagen erleben werden. Wir steuerten nun anstatt gegen Süden fast ganz gegen Osten. Der 14. September glich einem

schönen, freundlichen Sommertag; die Hitze war durch die Seeluft sehr gemildert. Nur der Sonntag wollte sich nicht finden. Man hat kein Flecklein, um allein zu seyn, als in der engen Cabine, wo man den Stoß der Maschine viel stärker empfindet, als auf dem Verdeck. Der Merlin ist größer als die Medina, aber schwer beladen und segelt deßwegen weit schwerfälliger als jene. Am 15. September erwachten wir besonders munter und gestärkt. Bruder Plebst schlägt die Seereise vortrefflich zu. Er kann nun wieder eine Nacht ungestört schlafen, was er zu Hause in den letzten Monaten nicht mehr konnte. Mein Neffe kann die Seereise am wenigsten ertragen, doch ist auch er wieder munter und getrost.

Vom 15—18. September hatten wir zwar heitern Himmel, aber beständig Gegenwind. Er ist oft so stark, daß das Schiff sich bald ganz auf die Seite legt, bald auf und nieder schwankt.

Unter solchen Umständen will es mit dem Lesen und Briefeschreiben nicht recht vorwärts gehen. Da beobachtet man, wenn kein Land mehr zu sehen ist — und von Malta bis Alexandria hatten wir nie mehr Land im Gesicht — ich sage, man beobachtet alle Tage mit neuem Vergnügen die Wunder des Himmels und des Meeres; man erbittet sich Aufschlüsse von den Officieren über dieses und jenes; man steigt hinab zu den Maschinen, diesen gezähmten Ungeheuern ohne Rast und Ruhe, gegen welche die Lokomotiven unserer Eisenbahnen nur noch wie Zwerge erscheinen; man bindet mit den Matrosen an und thut einen Blick in die innere Welt, die ein Jeder mit sich nimmt, wie sie ist, über Land und Meer. Dennoch ist's immer Freude, und große Freude, wenn man in den Hafen einläuft, zumal einen unbekannten.

Donnerstag den 18. September, Morgens in der Frühe erblickte man am äußersten Horizont die Küste Africa's. Um 7 Uhr war Alexandrien noch 6 englische Meilen von uns entfernt. Eine Stunde später liefen wir in den Hafen ein.

4. Reise durch Egypten.

Sogleich waren eine Menge Kähne da, mit ganz braunen Matrosen, noch viel brauner als Kaundinja, bemannt, um uns und unsere Koffer von dem großen Meerdampfschiff ans Ufer zu bringen. Sie hatten alle rothe Mützen auf, die sogenannten Feß. Ein Moor mit weißen, weiten Hosen, die bis zu den Knieen hinabreichten, einem braunen Wams und rother Schärpe um den Leib, und einen Stock in der Hand, zeigte uns den Weg von unserm Schiff bis zur Agentur.

Als wir ans Land kamen, waren viele Jungens mit Eseln da, die uns Alle auf ihren Thieren reiten lassen wollten, natürlich ums Geld. Wir gingen aber lieber zu Fuß, um die Stadt recht zu sehen. Wir täuschten uns aber sehr. Wir glaubten, eine so berühmte Stadt müsse auch schön seyn, und namentlich das große Alexandrien, Alexanders des Großen Stadt. Allein was wir auf der Herreise von ihr sahen, war sehr häßlich. Die Häuser sahen alle sehr zerfallen aus. Unten ist jedes Haus offen. Kaufleute haben ihre Läden, Schneider ihre Schneiderei offen, so daß alle Welt sieht, was da vorgeht. Dagegen waren ungeheuer viel Leute, sowie Esel und Kameele auf der Straße, denn es war Markt. Der Moor, der mit uns ging, hieß die Leute ausweichen, schlug mit seinem Stock Esel und Menschen, die nicht aus dem Wege gingen. Das Possierlichste aber war, daß die Jungens, die uns ihre Esel anboten, nun Alle die ganze Stadt hindurch bis zum englischen Posthause neben uns herritten.

Die Weiber gingen ganz verhüllt. Sie ließen nur die Augen heraussehen. Von der Nase herab hatten sie ein spitz zugehendes Tuch bis auf die Länge der Arme herunter hängen. Die Vornehmeren waren ganz weiß, oder in schwarze Seide gekleidet, die gemeinen Leute blau. Die Männer tragen weiße, blaue, braune Mäntel und Turbane. Viele derselben, sogar die meisten, waren ganz zerfetzt. Meine Leser würden nicht glauben, daß das eine Stadt sey,

Die ärmsten Bauern in Deutschland sind Herren gegen diese Leute. Am Kanal, wo wir das Dampfschiff fanden, sahen wir des Pascha's Soldaten, die vom Bad herkamen. Niemand hätte in diesen Leuten Militärs erkannt. Unter Zweihundert hatten vielleicht vier ein Gewehr, ein Dutzend einen Säbel, manche trugen eine Stange als Spieß, Viele gar nichts, als einen schmutzigen Kleiderpack. Die Officiere allein hatten schöne arabische Pferde. Als wir den Kanal hinauffuhren, begegneten uns viele Schiffe. Viele fuhren vom Winde getrieben, andere wurden von Menschen gezogen, und diese waren ganz nackt und sahen so braun, wie der Erdboden. Man passirt viele Dörfer; dieselben sind jedoch nicht von Holz oder Stein gebaut, sondern von Erde. Ach, wie armselig sind diese Löcher! Kein Fenster, kein Kamin, sondern eine Thüre und oben ein Loch für den Rauch. Die Esel, Kameele, Büffel, Hunde und Hühner, Alles vor dem Haus gelagert. Da sahen wir oft zwei Männer auf einem kleinen Eselein reiten. Die Kameele würden schön seyn, wenn sie nicht so schmutzig wären.

Von da an, wo der Kanal in den Nil geht, gibt es viele Palmen und Platanen. Diese Bäume sind die einzige Zierde des Landes. Die Palmen hängen voll gelber oder rother Datteln. Diese Früchte binden die Besitzer hoch am Baum in Strohkörbe, damit sie nicht herunterfallen; dann dürfen sie nur den Stiel abschneiden und der ganze Korb ist voll Früchte. Unser Dampfboot war mit lauter Arabern bemannt; große, schöne, tiefbraune Leute. Sie trugen weiße oder blaue Wämser und Hosen, und die wohlbekannten rothen Mützen. Der Maschinist war in einen blauen Mantel von arabischem Schnitt und rothe Schuhe, der Kapitän in einen zerrissenen blauen Uniformrock von einem europäischen Officier gekleidet. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch und schliefen auf den Bänken, denn Betten hatte man keine; acht Herren in einer Kajüte. Als wir erwachten, gingen wir aufs Verdeck, uns zu waschen. Alle wuschen sich aus Einer Schüssel. Das Wasser schöpfte man aus dem Nil. Es war so schmutzig, daß man schwerlich

schöner wurde; aber es erfrischte uns doch. Zum Trinken wird das Wasser geseiht und dann schmeckt es gut. Der Koch war ein Araber, einer der Kellner ein Deutscher von Triest, der andere ein Italiener von Nizza. Zu essen bekamen wir Allerlei, Hühner, Ochsenfleisch, Wachteln, Reis, Eierkuchen; dabei aber immer eine gute Portion Schmutz. Wein hatte man spanischen auf dem Schiff; die Trauben waren ausgezeichnet, die Beeren so groß wie Nüsse; außerdem gab es Feigen und Mandeln. Die Fahrt auf dem Nil geht gewöhnlich gut. Aber einmal blieb die Maschine stehen; da warf man Anker und der Maschinist mußte feilen, daß er schwitzte. Nach einer halben Stunde ging's wieder. Als man die Anker herauf zog, sangen die mohammedanischen Matrosen ein arabisches Gebetlein: das ich hersetzen würde, wenn ich neuarabisch verstände. Der Ton des Liedes war sehr näselnd und einförmig. Wir sangen dagegen in der Frühe des Morgens: Lobe den HErrn ꝛc. Das hörten die Leute gern.

Der Nil ist sehr groß, wohl dreimal so breit, als der Rhein bei Basel, aber ganz ruhig und weit nicht so tief. An den Ufern sind viele Schöpfräder, die von Büffeln, Pferden oder Menschen getrieben werden. Vögel gibt es sehr viele. Unter diesen ergötzte mich besonders ein Ibis. Dagegen habe ich noch keinen Fisch, und eben so wenig ein Krokodil gesehen. Die Ufer des Stroms sind nicht hoch; erst in einiger Entfernung erhebt sich das Land gegen Abend. Da ist es dann aber öde und wüste. An manchen Orten sind die Leute fleißig auf dem Feld. Es ist das aber nur an einigen Orten der Fall. Einen Pflug und eine Schippe sieht man nicht. Man gräbt mit einer Hacke und wirft mit der Hand die Erde in einen Korb und bringt's dahin, wo man es haben will. Wenn unsere heimatlichen Bauern da wären, da würde das Land bald anders aussehen. Die jetzigen Egypter sind ein armes, armes Volk. Selbst seine Heiligthümer, die Moscheen, sind armselige Häuslein gegen die geringsten Dorfkirchlein unserer Heimath.

Wir kamen am Freitag den 19. September Nachmittags in Bulak, eine halbe Stunde von Kairo, an. Als wir landeten, ließ man uns die Wahl, ob wir noch denselben Abend um 9 Uhr, oder den andern Morgen um 6 Uhr weiter reisen wollten. Wir wählten Abends 9 Uhr. Mein Neffe und Br. Dietz blieben, bis alle unsere Effekten einzeln von den Beamten verzeichnet und gewogen waren, weil in Cairo das Uebergewicht bezahlt wird. Wir mußten 9 Pfd. Sterling Uebergewicht bezahlen. Wir fuhren im Omnibus nach dem französischen Hotel, wo die Office für den Transit ist. Wir wollten einen Kaffee genießen; der Wirth wollte aber mehr profitiren und uns als vornehmen Leuten Zimmer anweisen. Wir bestanden aber darauf, ins allgemeine Speisezimmer gebracht zu werden. Inzwischen wurden wir auf der Office eingeschrieben und bald kam Hrn. Miss. Kruse's Bedienter uns abzuholen. Nun begann die Wanderung durch die Stadt.

Ach, wie wunderbarlich ist doch das Menschenleben. Ich kann mit wenigen Worten den Anblick Cairo's, seiner Häuser, Straßen, Alleen, Reiter, Esel, Kameele ꝛc. nicht beschreiben. Größe und Armseligkeit, Merkwürdigkeit und Geringfügigkeit aller Verhältnisse gehen nicht allein neben einander her, sondern durchdringen sich. Kruse's Haus zu finden, wäre für einen Fremden unmöglich. Durch ein Dutzend Thore, Thürlein und Winkel muß man hindurch. Der Pascha schließt jede Straße gegen die andere ab und alle Wohnungen gehen gegen die Höfe, wenigstens die meisten. Wir sahen die Stadt von Hrn. Kruse's Dach an. Man glaubt in einer abgebrannten Stadt zu seyn. Schöner Himmel, aber ein großer Trümmerhaufen.

Miss. Kruse war nicht da; seine Frau aber hatte ein Mittagessen und Betten für uns bereitet. Man bewirthete uns mit den Früchten des Landes; einige mundeten uns, andere mißten wir gerne. Nach Tisch, es war während des Essens Abend und Nacht geworden, besuchte ich Hrn. Miss. Lieder, wo ich auch meinen alten Kollegen Hrn. Dr. Griesinger

Station in der Wüste.

traf. Indessen war die Zeit zu kurz, um viel inne zu werden. Um 9 Uhr ging es zur Post. Da standen 3 zweiräderige Omnibus, 2 Reitpferde, 3 Fackelträger. In jeden Omnibus kamen 4 oder 6 Personen.

Nun sprangen die Fackelträger voran, die Reiter jagten voraus und hintendrein. Im vollsten Galopp ging's der Wüste zu. Vor der Stadt kehrten die Fackelträger und ein Reiter um; der andere begleitete uns bis Suez. Nun denke man sich aber diese Fahrt; Berg auf, Berg ab, mit 4 Pferden, die ganze Nacht und den folgenden Tag bis 2 Uhr Nachmittags, beständig Galopp über Stock und Stein. Die Straße geht bald durch einen fußtiefen Sand, bald über die Steinfelder weg, immer gerade fort. Alle Stunden ein Poststall. Unterwegs Telegraphen mit Laternen. Nirgends ein Haus oder Baum. Ich habe 4 Bäume gezählt. Nur Wermuthbüsche und Hunderte von Gerippen gefallener Kameele, Esel und Pferde. Aber Tag und Nacht Hunderte von Kameelen, Eseln und Pferden, die in Karawanen lautlos durch die Wüste ziehen. Auch unser Gepäck schaffte eine solche Karawane fort. Die Bewegung des Fahrens, das Holpern, Stoßen und Zusammenfahren ist so groß, daß wir bis gegen Morgen nicht schlafen konnten, fast alle von uns heftigen Durchfall bekamen, Br. Plebst und eine der mitreisenden Damen ganz seekrank wurden. Doch durften wir dreimal eine Stunde aussteigen und fanden da mitten in der Wüste Hotels, wie man sie in mancher Stadt Europa's nicht findet. Eine Reihe Schlafzimmer, reinliche Betten, Alles beleuchtet. Hinten ein Saal, rings Sopha's, so daß alle liegen, nicht nur sitzen können. Der Tisch mit Fleisch, und Backwerk, Thee, Wein, Bier, Wasser; Alles mit Ausnahme des Weins und Biers umsonst. Dagegen muß die Person von Alexandrien bis Suez, also für 2 Tagereisen, 12 Pfd. Sterl., sage 12 Pfd. Sterl. bezahlen. Von dieser Wüstenreise könnte ich noch viel erzählen; denn sie gehört zu meinen merkwürdigsten Erlebnissen, aber ich muß weiter eilen. Nur Eines will ich noch erwähnen, daß wir vor Suez in der Wüste eine prachtvolle Fata morgana sahen.

Wir glaubten das Meer in großer Ausdehnung zu sehen, und es war rein die Strahlenbrechung der heißen Sonne.

In Suez angelangt, begrüßte uns Hr. Miss. Kruse alsobald. Es schien, als ob wir noch denselben Abend abreisen würden; allein die Abreise verzog sich doch bis zum andern Tag, weil die Karawane, welche die Päckereien bringen sollte, erst mit Tagesanbruch eintraf. Der einzige Gasthof in Suez war so überfüllt, daß wir kaum Platz fanden. Fräulein Ecklin hätte müssen mit einer Engländerin in einem Bett schlafen, wenn Hr. Kruse ihr nicht bei seinem Freund, Hrn. West, ein Unterkommen verschafft hätte; worüber wir froh waren, weil jene Dame eine gemeine Person zu seyn schien, so reich sie war. Wir bekamen kaum das Nöthigste und mußten es theuer bezahlen.: Ein Glas Wasser kostete 14 Kr.

Am Sonntag Morgen besahen wir Suez, ein volkreiches, aber armseliges Städtchen. Interessant waren uns die beiden Marktplätze, auf deren einem wenigstens 500 Kameele gelagert waren. Ein orientalischer Markt ist eine wahre Merkwürdigkeit, ob er gleich nicht den Reichthum der Produkte und Artikel darbietet, wie ein europäischer Jahrmarkt. Zuletzt bestiegen wir den Telegraphenthurm, der unsere Namen schon zwei Tage vorher in Suez kund gethan hatte.

Um 11 Uhr etwa bestiegen wir von Hrn. Kruse begleitet ein kleines Dampfboot, von einem Araber kommandirt, um durch dasselbe hinausgebracht zu werden auf das große Regierungsdampfboot Acbar, das uns nach Bombay bringen sollte.

5. Reise von Suez nach Bombay.

Als wir auf dem Acbar ankamen, war unser Gepäck bereits alles auf dem Verdeck aufgeschichtet. Wir hatten es von Cairo bis diesen Augenblick nicht mehr zu sehen bekommen; dennoch fehlte nicht das Kleinste. Die Officiere empfingen uns, von Hrn. Miss. Kruse mit uns bekannt

Der Landungsplatz in Suez.

gemacht, sehr freundlich. Die Masse von Reisenden, welche das Hotel in Suez belagert hatten, war zurückgeblieben, um sich auf dem Calcutta Steamer einzuschiffen, der etwas später abfuhr. Die Zahl aller mit uns reisenden Passagiere betrug nur 15; somit war Raum im Ueberfluß, da das Schiff sehr groß war. Dennoch beschlossen wir, um der Kosten willen, nicht Alle Kajüten zu nehmen. Ich bezog mit meinem lieben Freunde Plebst, der immer noch etwas leidend war, eine Cabine. Fräulein Ecklin erhielt gleichfalls eine. Der Platz kostete 60 Pfd. Sterling oder 1500 fr. Fr. Die übrigen Brüder entschlossen sich, auf dem Verdeck unter freiem Himmel zu schlafen. Sie mußten dann ihr Gepäck in unsere Cabine bringen, jeden Morgen um 4 Uhr aufstehen, weil das Verdeck abgewaschen wurde, und in unserer Kajüte sich waschen und ankleiden. Demungeachtet mußte Jeder 50 Pfd. St. (1250 fr. Fr.) bezahlen. Wir hätten sehr gewünscht, einen billigeren Fahrpreis erhalten zu können, es war aber nicht möglich. Auf den Regierungsdampfbooten, welche den Dienst zwischen Suez und Bombay versehen, gibt es nur Eine Classe, für welche die obigen Preise berechnet werden. Will man diese Classe nicht nehmen, so muß man auf den Hühnerställen auf dem Vorderdeck schlafen, (was bei stürmischem Wetter die Folge haben kann, daß man von den Wellen übergossen und hinweggewaschen wird) und 14 Tage von Kaltem leben. Ueberdieß wird es nur in Nothfällen einem Europäer gestattet, auf diese Weise zu reisen. Wenn ein Passagier von den Ingenieuren gegen Entschädigung in ihre Cabinen aufgenommen und von ihrem Tisch verköstiget wird, so darf er allerdings nur 15 Pfd. Sterling (375 fr. Fr.) Ueberfahrtsgeld bezahlen; es ist dieß aber ein reiner Glücksfall, indem dieß Privatsache der Ingenieure ist. Unsere l. Missionsfreunde sehen daraus, wie ungerecht die Ausstellungen sind, welche bisweilen über die Reiserechnungen der Missionare gemacht werden.

Der Anblick, den das Leben auf dem Aebar darbot, war wiederum sehr verschieden von dem eines Mittelmeer-

schiffs. Die Bemannung betrug 140 Mann, darunter waren 46 englische Matrosen, Officiere und Ingenieure. Die Heizer waren Ostindier; die Kohlenleute Neger von Mozambique und Sansibar; die Kellner Parsis; die Bedienten der Officiere Goa-Leute (d. h. römisch-katholische Hindu-Christen von Goa), und Halfcasts; diese Mannschaft, mit Ausnahme der Officiere, hält das Vordertheil des Schiffs besetzt. Da waern dann auch noch Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Hunderte von Truthähnen, Gänsen, Hühnern, Enten und Tauben, die die Bevölkerung mit Milch versorgen und der Reihe nach ihr Leben lassen müssen, um die vielen Menschen auf dem langen Wege zu sättigen. Natürlich bewegt sich das Leben auf diesem Vordertheil in den buntesten Variationen. Hindustani ist die Sprache des Commando's für die Farbigen, Englisch für die Europäer; aber jede Schattirung der Farbigen spricht ihre eigene Sprache. Eine Reihe von Handwerken und Beschäftigungen wird da betrieben und wechseln mit einander ab. Einer kocht, der Andere backt, der Dritte milkt, wieder Einer schlachtet oder füttert, oder flicht Stricke, oder flickt Segel, oder hobelt, oder schmiedet, und wie der Wind sich dreht, oder die Sonne steigt und niedersinkt, ergibt sich für die Matrosen eine neue Arbeit. Auf dem Hintertheil des Schiffs leben die Passagiere. Außer uns 7 und dem schon früher genannten jungen Kaufmann waren es dieß Mal lauter englische Civil- und Militärbeamte, die auf ihren Posten in Ostindien sich begaben. Keine einzige unangenehme Persönlichkeit befand sich unter ihnen. Der Capitän war zwar dem Trunk ergeben und in Folge davon sehr leidend, im Uebrigen ein feiner, freundlicher Herr, der, wie die Engländer selbst versicherten, ganz besonders gut englisch sprach, und uns viele Gefälligkeit bewies. Der erste und zweite Officier (der Letztere ist der Sohn eines Missionars) der Arzt und einer der Ingenieure waren gläubige Männer, die uns aufforderten, uns mit ihnen zu einem täglichen Abendgottesdienst in der großen Kajüte zu vereinigen, an welchem dann auch noch 3 andere Passagiere und die ein-

zige englische Dame Theil nahmen. Damit hatte unser Leben eine Haltung gewonnen, die die ganze Seereise so freundlich, als immer möglich, gestaltete. Zu besonderer Erfrischung gereichte uns auch die Freiheit, die wir Deutsche genossen, singen zu dürfen, wenn wir wollten. Jener junge Kaufmann hatte uns auf dem Schiff singen gehört und es den übrigen Reisenden erzählt. Da baten uns nun die Passagiere und selbst der Capitän öfters, daß wir ein Lied anstimmen möchten. So kam es, daß wir jeden Abend eine Anzahl Lieder sangen, wobei uns des l. Cand. Kullens Kunst und Gedächtniß in hohem Grade zu Statten kam. Dabei wurde es wenigstens mir oft ganz unaussprechlich zu Muth. Es kann sentimental klingen, wenn ich sage: Die Lieder der Heimath klingen wie aus einer andern Tonart auf dem Ocean. Dennoch ist es so. Ich habe die Schweizer auf den Spitzen ihrer Berge Kirchenlieder singen hören und auf die Knie zum Gebet niedersinken sehen. Ein ganz anderes Gefühl aber erfüllte meine Brust, wenn unsere alten Kernlieder in stiller Nacht hinausklangen in die so unermeßliche Welt des Oceans und der morgenländische Himmel mit seinen so vielmal größer und heller leuchtenden Sternen sich auf die silbernen Spitzen seiner Wogen hernieder neigte.

Die ersten Tage auf dem rothen Meer hatten wir rechts und links die Küste vor Augen. Leider passirten wir die Südspitze der Sinai-Halbinsel, die schönste und merkwürdigste Parthie dieser Seereise auf dem rothen Meer bei Nacht. Indessen hatten wir die Freude, sie auf der Rückreise in voller Pracht zu sehen und konnten wir auch dieß Mal wenigstens die westlichen Vorberge des Sinai mit Muse betrachten. Weiter hinab nach dem Süden verschwand dann auf der linken, der arabischen Seite, das Land. Dagegen hatten wir fast beständig die rechte Seite des Ufers in Sicht. Die langgestreckten Berge Oberegyptens und Nubiens traten oft sehr nahe an uns heran. Sie dienten uns dazu, uns in der Kunst, die Höhe der Berge zu schätzen, täglich zu üben. Weiter hinab ragten die Gebirge Abyssiniens in gewaltigen Spitzen und Kuppen in die Wolken.

Ehe wir aber diesen Anblick gewinnen und genießen durften, sollten wir auch die Süßigkeit einer Seereise auf dem rothen Meer im Monat September inne werden. Eine Zeit lang steuerten wir so ganz in der Mitte des rothen Meeres, daß wir keine Aussicht auf die Küste mehr hatten. Zu dem war 3 Tage lang die Hitze außerordentlich drückend. Wir hatten 28 und 29 Grade Reaumur im Schatten und auch in der Nacht wurde es in den Cabinen nicht viel kühler. Das Meer lag vor uns glatt wie ein Spiegel, nicht die geringste Bewegung der Luft war mehr zu verspüren. Dazu das warmgewordene Trinkwasser, die Mosquitos, die unserm Bedürfniß und Geschmack so wenig zusagende Kost der Engländer. Ich litt in diesen Tagen nicht wenig, insbesondere in der Nacht. Es war höchst unleidlich in der Cabine und schaffte ich mir Erleichterung durch Abwerfen der Decke, so trieben mich die Krämpfe in den Füßen von dem ohnedieß nicht besonders anziehenden Lager. Ich wollte deßwegen auch einmal auf dem Verdeck schlafen; allein es behagte mir auch dort nicht. Es war zwar kühler und in diesem Stück erquicklicher; aber der wachhabende Officier schritt beständig an meiner Seite auf und ab und unter solchen Umständen ist bei mir ans ruhige Schlafen nicht zu denken. Aber schon den folgenden Tag wurde es besser. Wir näherten uns der Straße von Bab el Mandeb und von dort her kam uns ein immer frischer werdender Luftstrom entgegen. Schon in der darauf folgenden Nacht hätten wir die Meerenge passiren können; allein der Capitän legte sich vor Anker, um die Durchfahrt am Tage zu vollbringen. Am Samstag, den 27. Sept., dem Geburtstag des Königs von Württemberg, den wir auch auf den öden Gestaden Arabiens nicht unterlassen konnten, in unserer Weise festlich zu begehen, landeten wir in Aden. Der Calcutta Steamer, ob er gleich nach uns in Suez abgefahren war, lag bereits vor Anker und hatte seine Passagiere ans Land gehen lassen, als wir ankamen.

Sobald die Räder der Maschine stille standen, umschwärmte uns eine Menge arabischer Boote, die theils Lebensmittel zum Verkauf anboten, theils die Passagiere

ans Land zu bringen sich erboten, theils mit Steinkohlen schwer beladen schon längst bereit standen, um dem Dampfboot neues Brennmaterial zuzuführen. Die Bemannung dieser Boote bestand aus lauter eingebornen Leuten mit glänzendweißen Zähnen und wolligem Haar von schwarzer oder rother Farbe. Wie ich später erfuhr, sind es Africaner von der gegenüberliegenden Küste, des Verdienstes wegen herübergekommen; denn die eigentlichen Araber, die am Lande sichtbar werden, sind ein ganz von ihnen verschiedener Menschenschlag. Ich wurde später berichtet, diese rothhaarigen Bewohner von Aden seyen Israeliten; ich bin aber nicht im Stande, den Werth dieser Nachricht zu bestimmen. Das junge Volk, das unter den Bootsleuten sich befand, warf sich bald ins Meer und producirte Schwimmerkunststücke, wie ich sie nie gesehen. „Backschisch" und abermals „Backschisch" rufend, schauten sie zu den Europäern herauf, des Augenblicks harrend, wo die erwünschte Gabe hinabgeworfen würde, tauchten dann zu einem halben Dutzend unter, sobald das kleinste Geldstück vom großen Dampfer herab ins Meer geworfen wurde, und erschienen nach einer Weile wieder auftauchend und den gewonnenen Preis hoch in die Höhe haltend, wieder auf der Oberfläche der Meeresfluth, mit allerlei wunderlichen Geberden und englischen Brocken den Werth der Gabe, die sie erhascht hatten, verkündend. „Good money" hieß es, wenn es ein Silberstück oder eine in Aden gangbare Münze, „bad money", wenn es eine Kupfermünze, oder ein nicht gangbares Silberstück war. Ich bewunderte die Gewandheit dieser Halbwilden; hatte aber herzliches Mitleiden mit ihnen, daß sie eine halbe Stunde und noch länger ihre Wasserkünste entwickeln mochten, auch wenn sie längst die Geduld der Weißen erschöpft hatten. Billig interessirt sich eine Missions-Carawane immer zuerst für die Bewohner des Bodens, den man nun gerade betreten soll. So war es auch bei uns. Wir betrachteten diese braunen Brüder mit um so mehr Interesse, als wir bald wahrnahmen, daß es trotz der Rohheit und Unkultur, die an ihnen bemerkbar war, schöne gewandte Leute waren, deren

Gesichtszüge große geistige Kraft zu verrathen schienen. Das merkwürdige Aden hatte aber schon in der Heimath oft unsere Blicke auf sich gezogen, wie wäre es möglich gewesen, in seinem Hafen nun selbst Anker zu werfen, ohne es nach allen Seiten hin mit wahrer Neugierde zu betrachten? Wirklich ist Aden sehenswerth; es ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Stellen des Morgenlandes. Schon einmal in den Zeiten der ersten Kirche scheint es einer der Punkte gewesen zu seyn, von wo aus christliche Wahrheit und christliche Bildung nach den 4 Weltgegenden hin sich verbreitete. Damals scheint es nach kurzer Blüthezeit seinen Einfluß verloren zu haben. In unsern Tagen ist es eine unüberwindliche Festung, eine unbesiegbare Vorburg des Protestantismus, wenigstens der protestantischen Civilisation geworden. Da liegt es am Eingang der Meeresstraße, welche das rothe Meer beherrscht. Es ist eine sterile Halbinsel; rings umher nichts als öde Wildniß. Auf der Insel selbst erheben sich hohe, schwarze, kahle Felsenberge, die in einen Knäuel verschlungen, einen beträchtlichen Thalkessel umschließen, in welchem das englische Cantonement sich befindet, das durch diese natürlichen Wälle jedem Angriff von Außen zu trotzen im Stande ist. Der auf der Westseite der Insel liegende geräumige Hafen soll einer der besten des Morgenlandes seyn, und vermag Hunderte der größten Schiffe in sich aufzunehmen. Die gewaltigsten Schiffe können ganz nahe am Ufer mit voller Sicherheit anlegen. Weithin am Gestade breiten sich die Steinkohlenlager aus, welche für die großen Dampfboote den nöthigen Brennstoff liefern. Im Hintergrunde der Bucht, hart am Meere, zugleich aber auch hart am Fuße des Gebirges, befindet sich ein Gasthaus, dessen Eigenthümer ein Parsi aus Ostindien ist, ganz für das Bedürfniß der durchreisenden Europäer eingerichtet. Auf den vorspringenden Hügeln sind die luftigen Häuser derjenigen Europäer zerstreut, welche es vorziehen, außerhalb der Stadt zu wohnen, oder von Amts wegen die Nähe des Landungsplatzes suchen müssen. Es sind zierliche Hütten aus Rohrgeflecht ohne Balken und Steine auf-

geführt, weder mit Fenstern noch Thüren nach unserer Art versehen. Nirgends sieht man da einen grünen Fleck; alles ist Sand, Geröll und Fels. Kein Grashalm, kaum alle Viertelstunde ein Cactusbusch, gedeiht hier. Dagegen genießt man auf diesen Anhöhen eine schöne Aussicht weit hinaus ins Meer und hinüber auf die arabischen Berge und die africanische Küste. Und keine Wolke trübt in langer Zeit den klaren Himmel. Drei Jahre her hatte es in Aden nicht geregnet, als wir dort landeten. Nichts desto weniger zaubert der Engländer im Cantonement mitten in der Wildniß seine Gärten aus dem Sand und Gestein hervor. Bereits ist der öde Felsenkessel die Wohnstätte von tausend regsamen Menschen, und Aden scheint den Handel Arabiens erben zu sollen. Wird diese Ansiedelung nicht auch noch einmal Arabien und Abyssinien dem christlichen Abendlande näher bringen?

Auch wir bestiegen bald einen Kahn, um uns ans Land rudern zu lassen. Nach der siebentägigen Meerfahrt that es uns wohl, den Fuß wieder auf festen Boden zu setzen. Wir begaben uns in das gegenüberliegende Gasthaus. Es ist dieß ein großes, einstöckiges Gebäude mit plattem Dach. In der Mitte ein Speisesaal, rechts die Abtheilung für Familien und Frauen, links die Abtheilung für Herren. Letztere besteht in einer schmalen Zimmerreihe ohne Fenster; vor und hinter dieser befindet sich eine weite Verandah, die gegen die offenen Vorplätze durch zierliches Bambusgeflecht ein wenig abgeschlossen ist. Da stehen drei Reihen Betten aufgestellt. Beide Säle waren dießmal aber bereits von den Passagieren des Calcutta Steamer's besetzt. Am Ende des linken Flügels befindet sich indessen ein großes Billardzimmer, und hinter diesem gleichfalls eine Verandah. Da gab es noch Raum für uns. Die Spieler konnten zwar des Spielens fast nicht satt werden, im Orient aber genirt man sich wenig vor einander. So legten wir uns im Angesicht der Billardspieler getrost zur Ruhe, und schliefen trotz der mannigfachen Unruhe in unserer nächsten Nachbarschaft in der freien Luft Arabiens erquicklicher, als die ganze Zeit der Fahrt über auf dem rothen Meere. Den andern Mor-

gen ritt ein Theil von uns auf Eseln oder Pferden, welche die braunen Jungen den Fremden gegen ein kleines Trinkgeld lehnungsweise bieten, nach dem Cantonement; der andere schob dieß der Kürze der Zeit wegen auf spätere Zeit auf und zog einen kleinen Spaziergang auf der Straße vor, die am Gestade hin die westliche Hälfte der Halbinsel umschlingt. Bald erdröhnte die Kanone, welche uns das Zeichen zum Aufbruch nach dem Aebar gab.

Als wir auf demselben ankamen, war er bereits wieder gekehrt und gewaschen, ungeachtet die Einschiffung von Hunderten von Centnern Steinkohlen Alles mit Staub und Koth zu überziehen pflegt. Noch an demselben Vormittag (den 28. September) wurden die Anker gelichtet. Es war ein prachtvoller Anblick, als wir aus dem Hafen hinaussteuerten und die Halbinsel nun ganz umschifften. Es gibt eine Stelle, wo man freilich nur aus ziemlicher Entfernung einen Blick hinein thun kann in den Krater des ausgebrannten Vulkans, in welchem die Stadt Aden liegt. Weit hinauf an den Bergen erblickt man da die zerstreuten Wohnungen der Engländer. Unsere freundlichen Officiere nannten uns ihre Bewohner mit Namen. Bald waren wir auf hoher See und schwammen im großen indischen Ocean. Nun war kein Land mehr zu erblicken, bis die Berge Ostindiens im Osten auftauchten. Wir legten den Weg von 1700 Seemeilen in 7 Tagen zurück. Die Hitze war auf dieser weiten Wasserfläche, mit Ausnahme der zwei letzten Tage, wo wir uns dem Lande allmählig wiederum näherten, sehr leidlich; dagegen war die Bewegung des Schiffes selten so ruhig, daß wir längere Zeit lesen und schreiben konnten, ohne neue Anwandlungen von Seekrankheit zu verspüren. Wir hatten zwar keinen Augenblick Sturm, aber beständig Gegenwind. Dazu kam, daß auf unserem Schiff bei Tag und Nacht ungewöhnlich viel Unruhe und Lärm in der Nähe der Cajüten herrschte. Vor meiner Thüre lagerten 5 Parsis Tag und Nacht, und ihr fortwährendes Plaudern, Klappern und Rutschen mit Schüsseln und Tellern war in den Nachtstunden keine geringe Störung für mich, der den Schlaf so oft

suchen mußte; deßwegen ergriff wenigstens mich allmählig ein sehnliches Verlangen, Land im Osten zu erblicken. Sonntag den 5. October färbte sich das Meer, das auf hoher See tief blau, ja oft schwarz wie Tinte anzusehen war, allmählig grün; der Horizont erschien dunstiger, als sonst, die Hitze nahm Stunde für Stunde zu. Dieß waren sichere Zeichen, daß das Land nicht mehr sehr ferne sey. Um Mittag schon sah man in der Ferne die Berge Indiens. Einige Stunden später trat die Küste aus den Nebeln heraus. Das war ein wunderschöner Anblick. Das erste lebende Wesen, das uns wohl 10 Meilen vom Ufer entgegen kam, war ein handgroßer, wunderschöner Schmetterling, wie man sie nur in diesen heißen Ländern findet. Endlich sah man die Stadt, ich meine Bombay, mit ihren Leuchtthürmen, Kirchthürmen, Kokospalmen und Bananenbäumen. Indessen ging es noch lange, bis wir den Hafen gewonnen hatten; aber je näher wir kamen, um so höher erhoben sich die Ghats im Hintergrunde, und um so reizender erschien der meilengroße Hafen der Weltstadt mit seinen grünen Eilanden, seinem Mastenwald und seinen Uferbauten. Als wir der großen Terrasse gegenüber uns befanden, rasselte der Anker nieder. Wir aber schauten bald dankend und preisend auf unsere fünfwöchige Reise zurück, bald freudig bewegt, jeden Augenblick Neues erspähend, hinüber ans Ufer, wo Hunderte von Hindus, Wagen und Rosse, Palankins und Manschils der neuen Ankömmlinge harrten. Bald erschien ein großes Boot und in demselben ein schwarz gekleideter Herr mit langem Bart, der, obwohl mir persönlich unbekannt, doch schon von ferne mir freundlich zuwinkte. Es war unser theurer Freund, Herr Kaufmann Zorn, der mit liebevoller Zuvorkommenheit uns entgegeneilte, um uns mit unseren Sachen ans Land zu bringen. Wenn ein solcher Dampfer ausgeladen wird, geräth Alles in Bewegung, wenn nicht oft in Unordnung. So war es auch für uns eine nicht geringe Aufgabe, in der allgemeinen Bewegung unsere Kisten und Koffer richtig ins Boot, durch den Zoll und ans Land zu bringen. Die Untergebenen unseres

Freundes wußten sich aber schon zu helfen. Sie besorgten unser Gepäck, wie es nöthig war, theils ins Zollhaus, theils in die Wohnung ihres Principals. So hatten wir nichts weiter zu thun, als von unseren Reisegefährten und den Officieren uns zu verabscheiden, denen wir zu so viel Dank verbunden waren. Endlich bestiegen wir das große Boot und fuhren dem Lande zu. Bei dieser Gelegenheit hätte Frl. Ecklin sehr leicht sich schwer beschädigen können; sie trat auf dem Schiff, das uns ans Land brachte, in ein Loch und stürzte nieder; der HErr verhütete jedoch allen Schaden. In wenigen Minuten stand das Boot an den Stufen der großen Terrasse still und wir stiegen alle wohlbehalten, fröhlich und gesund ans Land. In demselben Moment stieß Hr. Miss. Isenberg, mein mehrjähriger Correspondent, ein alter Zögling des Basler Missionshauses, seit einer Reihe von Jahren im Dienst der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft in Bombay thätig, zu uns; er war auf einem anderen Boot uns entgegengefahren, hatte uns aber ans Land fahren sehen und noch eben so bald umkehren können, um uns noch am Landungsplatz zu treffen. Vom Landungsplatz begaben wir uns zunächst in die Wohnung unseres kaufmännischen Freundes, verfügten uns aber bald in unsere verschiedenen Quartiere und beschlossen den Tag mit Lobgesängen und Dankgebeten, in denen wir auch der Heimath und Indiens mit um so froheren Hoffnungen gedachten, als der HErr an uns während unserer Reise so unaussprechlich Großes gethan hatte.

6. Aufenthalt in Bombay.

Als wir in Bombay ankamen, war bereits ein sogenannter Patimar (ein Küstenschiff mit Eingebornen bemannt) für uns gemiethet. Miss. Mögling in Mangalur hatte ohne unser Zuthun Hrn. Kaufmann Zorn gebeten, ein solches Schiff für uns bereit zu halten. Ich hatte mir vorgenommen, weil unsere Ankunft in Indien sich bereits etwas verspätet hatte, mich in Bombay auf der Hinreise nicht aufzuhalten. Der Patimar war aber noch nicht segelfertig, und ein Aufenthalt in Bombay

von 4 Tagen war mir zu kurz und zu lang. Ueberdieß ist man bei einem Patimar vom Wind abhängig; im besten Fall braucht man auf demselben länger als mit dem Dampfschiff, möglicher Weise kann man auf der Tour von Bombay nach Mangalur 14 Tage unterwegs seyn, während der Dampfer in 2 — 3 Tagen den Weg zurücklegt. Deßhalb konnte ich mich nicht entschließen, auf den Patimar zu warten. Ich bestellte daher für mich und Frl. Ecklin Plätze auf dem Steamer für Dienstag. Als wir aber Dienstag Morgen mit unserem Gepäck an den Hafen kamen, fand sich's, daß das Dampfboot schon um Mitternacht abgefahren war. Der Bediente, der die Billete auf der Agentur geholt hatte, vergaß zu berichten, was ihm zu sagen aufgetragen worden war, daß das Boot in der Nacht abgehen werde. Nun blieb nichts übrig, als auf den Patimar zu warten; was mir zwar höchst ungelegen war, aber nun wenigstens den Vortheil brachte, die Patimarreise, die so oft das Loos unserer Missionare ist, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Zum Glück wurde uns das Fahrgeld wieder zurückgegeben.

Die Rasttage, die uns in Bombay vergönnt waren, benützten wir, uns mit der großen Stadt etwas wenigstens bekannt zu machen.

Die Armseligkeit Egyptens, die Einsamkeit der Wüste hatte auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß meine Phantasie während der Seereise unwillkührlich immer wieder zu diesen Bildern zurückkehrte. Eben deßwegen waren meine Erwartungen von Indien tief herabgesunken, ohne daß ich mir dessen bewußt geworden war. Um so mehr überraschte mich bei der Landung in Bombay das lebensvolle Bild, das sich bei dem Eintritt in die ostindische Welt vor meinen Augen entfaltete. Schon bei der Landung am Apollo-Damm kam mir zum vollen Bewußtseyn, daß wir hier am Eingang einer nicht in Barbarei zurücksinkenden oder gar schon versunkenen Welt, sondern vielmehr eines verhältnißmäßig gebildeten und kräftig aufstrebenden Völkerlebens stehen. Als wir aber durch die Thore des Forts eintraten und die Straßen dieses vorzugsweise europäisch aussehenden Stadt-

theiles durchwanderten, und nochmehr, als wir später durch die meilenweit sich ausdehnenden andern Stadtgebiete fuhren und tausend neue, interessante Gegenstände mir entgegentraten, und ich dieses bunte Regen und Bewegen lebendiger, thätiger, freier Menschen sah, da bemächtigte sich meiner eine Stimmung, wie sie dem Menschen nur dann zu Theil wird, wenn er fühlt, daß sein eigenes Leben sich bereichert, sein Herz sich erweitert und gegründete Hoffnung auf Erlösung vom Tod nicht für ihn allein, sondern auch für seine Brüder vorhanden ist.

Bombay oder, wie der Name im Munde der Eingebornen lauten soll, Mombay, liegt bekanntlich auf einer Insel an der Westküste von Mahratta, die denselben Namen führt und der Stadt den Namen gab.*) Die Insel ist nur durch einen schmalen Meeresarm von der noch größeren Insel Salsette im Norden von Bombay getrennt, indessen nun durch einen Straßen- und Eisenbahndamm mit derselben, und durch sie mit dem Festland verbunden. Sie erstreckt sich in einer Länge von mehr als 9 Seemeilen, an der schmalsten Stelle eine Viertelmeile, an der tiefsten etwa 3 Seemeilen breit, von Süden nach Norden. Zwei parallele, jedoch sehr wenig beträchtliche und nicht ununterbrochene Höhenzüge ziehen sich an ihrem westlichen und östlichen Ufer hin und tragen wesentlich dazu bei, der Insel die Anmuth zu verleihen, die man an ihr rühmen darf. Von diesen Hügeln aus blickt man weit hinaus auf die See, und schaut man hinüber zu den Bergen des Festlandes. Wiederum bietet die Insel selbst um dieser Hügel willen, vom Hafen aus betrachtet, eine belebtere Landschaft dar. Die Niederung zwischen den beiden Hügelreihen, vor 200 Jahren zum Theil noch vom Meer überfluthet, bildet auch jetzt noch einen theilweise sumpfigen Grund, der indessen immer mehr trocken gelegt wird und treffliche Reisfelder abgeben soll. Der übrige Theil der Insel bildet mit Ausnahme des südlicheren Theiles eigentlich einen

*) Bombay soll eine Verkürzung von Mahamahadevi, „Insel des großen Gottes Mahadeva", oder eine Verketzerung von Buona Bahia, „gute Bay", seyn.

großen, fruchtbaren Baumgarten, in dessen Schatten sich Europäer wie Eingeborne niederlassen. Nur im Fort drängt sich Haus an Haus und Straße an Straße, und nur die Esplanade bildet da einen völlig freien Platz.

Die schmale Südspitze der Insel heißt Colaba. Sie gleicht an Gestalt dem Vorderfuß eines Menschen bis zum Knöchel. An der Zehenspitze ist der weit hinaus ins Meer sein Licht ergießende Leuchtthurm aufgebaut. Ihre Länge beträgt anderthalb Seemeilen. Sie geht bis zum Apollodamm. In Colaba ist hart am Meere das Irrenhaus, das ich zu sehen Gelegenheit hatte. Es ist besser eingerichtet, als manches Irrenhaus älterer Zeit in Deutschland. Die Behandlung ist sehr human. Die Kranken, meist Schwarze, gleichen den unseren völlig. Ueber die Einrichtung der Tobzellen hätte ich als früherer Irrenheilanstalts-Geistlicher gerne eine Bemerkung gemacht, wenn ich Dr. Campbell, den ich auf der Tour von Mangalur nach Bombay kennen lernte, noch einmal gesehen hätte; denn diese Zellen sind scheußliche Gemächer, schlechthin ohne alles Licht und fast sogar ohne allen Zutritt frischer Luft. Hier in Colaba sind ferner die großen kaufmännischen Etablissements, welche den ostindischen Baumwollenhandel betreiben. Da sind ganze Berge von Baumwolle an dem Meeresufer aufgehäuft. Da sind die kolossalsten Magazine zur Aufbewahrung von gepackter Baumwolle, ungeheure Häuser, deren mehrere einen Einbau von massivem Eisen haben. Da sind große Maschinen zum Pressen der Baumwolle, an deren Einer gewöhnlich 40 — 50 Menschen beschäftigt sind und von solchen Maschinen habe ich in einem einzigen Hause 20 gezählt. In einem dieser Etablissements habe ich eine mechanische Werkstätte gesehen, die das ganze Jahr nur für dieses Haus selbst arbeitet. Dampfmaschinen treiben die Drehbänke, Bohrmaschinen, u. s. w. Ein Engländer leitet das Ganze, alle übrigen Maschinisten sind Eingeborne. Schon hier wird man gewahr, daß Bombay eine große Handelsstadt seyn muß. Tausende von Hindus sind allein in diesen Baumwollenlagern beschäftigt.

Am Knöchel beträgt die Breite der Insel eine Meile. Hier beginnt das Fort, das jedoch nur drei Viertheile der ganzen Breite von Ost nach West einnimmt, da die Esplanade vom Apollo-Damm im Osten das Fort auf der West- und Nordseite ganz umschließt. Im Fort befinden sich außer dem Palast des Gouverneurs, vielen Regierungsgebäuden, Casernen u. s. w., insbesondere viele Handlungshäuser Eingeborner und Europäer und eine Menge Werkstätten der verschiedensten Art. Dieser Theil der Stadt gleicht am meisten einer europäischen Stadt. Er ist in der jetzigen Gestalt die Schöpfung der Engländer. Die Festungswerke scheinen bedeutend und sollen mit Geschütz reichlich versehen seyn. Hier befinden sich die Schiffswerfte, in welchen die größten Regierungsdampfboote gezimmert werden. Tausende von Hindus sind hier in den Werkstätten und auf dem Zimmerplatz beschäftigt. Der erste Schiffsbaumeister ist ein Parsi, der es jedem Europäer gleichthun soll. Als ich die Werfte besuchte, waren gerade 2 große Dampfboote in Arbeit. Eines war, was das äußere Gerüpp betrifft, fast vollendet. Ich stieg in dasselbe hinein, und wie erstaunte ich, als ich diesen ungeheuren Raum im Innern durchschritt, als ich diese Wände maß, als ich diese Holzmassen schaute, die an ein Einziges Fahrzeug dieser Art verschwendet sind. Was sind wir Deutsche gegen dieses Volk der Engländer? dachte ich. Werden nicht am Ende diese Hindus selbst uns überflügeln? Das war mein zweiter Gedanke. Hier im Fort zog ferner insbesondere ein Kaufladen mit chinesischen Artikeln unsere Aufmerksamkeit auf sich, der in Seidenwaaren, Schnitzwerk von Holz und Elfenbein, Spielwaaren, Meubeln und vielen andern Zweigen das Schönste und Kostbarste zu verhältnißmäßig unglaublich wohlfeilen, bisweilen aber auch zu den ungeheuersten Preisen enthält. Es stand da ein Schrank, dessen Kaufpreis 10,000 Rupien betrug. Der Besitzer dieses Geschäftes ist ein Parsi. Außerdem sahen wir Schreinerwerkstätten, in welchen die schönsten Meubeln aus Black-, Teak- und Chack-Holz verfertigt und zu so wohlfeilen Preisen verkauft werden, daß viele derselben selbst nach Europa verschifft und in London

immer noch preiswürdig erfunden werden. Die Häuser sind theilweise in europäischem Styl erbaut; doch ist die Bauart der meisten in Etwas verschieden von der aller mir bekannten europäischen Städte. Sie sind oft sehr schmal, die Stockwerke sehr niedrig und deren unverhältnißmäßig viele über einander aufgethürmt. Schön kann man selbst diesen Theil der Stadt nicht nennen, zumal die ungepflasterten Straßen, wenn es regnet, Schmutz genug, und wenn es trocken und heiß wird, Staub und Gestank genug erzeugen, ungeachtet sie aufs Fleißigste mit Wasser benetzt werden. Dagegen bietet die Bevölkerung des Forts für den Ankömmling schon sehr viel Interessantes dar. Es sind vorzüglich die Parsis und Guzeratis, in deren Händen der Handel zu einem guten Theil sich befindet, die außer den Europäern sich uns hier darstellen. Zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, in den schönsten Equipagen ziehen diese Bombay Kaufleute auf, gegenüber von denen oft der Europäer, was äußeren Glanz, Reichthum und kaufmännisches Geschick und Glück betrifft, nur eine untergeordnete Rolle spielt. Das Fort ist ungefähr eine Meile lang.

Auf der Esplanade, die dasselbe umgibt, befinden sich die Barracken der eingebornen Regimenter, und hier werden diese eingeübt. Der große, fast anderthalb Meilen lange, freie Platz dient jedoch zugleich als Hauptsammelplatz der gebildeten Welt. Da strömt am Abend, wenn die Musikbanden der Regimenter aufspielen, Alles, was reiten und fahren kann, Alles, was das rothe Wams trägt oder das Sadra*) und Kusti**), zusammen. Auch ich fuhr einmal mit einem bekehrten Parsi in seinem Wagen an einem musikalischen Abend hinaus, und war verwundert, diese vornehme Welt recht großstädtisch und doch wieder fast familiär hier sich ergehen zu sehen.

---

*) Das dünne, feine, weiße Hemd, das die Parsis als Rock tragen.

**) Die heilige Schnur, welche die Parsis als Gürtel tragen müssen.

In der heißen Zeit schlagen manche Europäer auf der Esplanade Zelte auf, und verbringen da in diesen luftigen Wohnungen die beschwerlichsten Tage.

Der Esplanade gegenüber springt auf der westlichen Seite der Insel, die nun weiter nordwärts etwa drei Meilen breit wird, der Malabar-Hügel über eine Meile weit südwärts ins Meer hervor, so daß sich hier eine Meeresbucht von ungefähr zwei Meilen Breite bildet, in deren Hintergrund der Stadttheil Girgaum in der Tiefe von einer halben Meile und in der Länge von anderthalb Meilen am Ufer von Ost nach West in einem großen Bogen sich hinzieht. In diesem Quartier wohnen Eingeborne und Europäer unter einander, doch schlägt die Zahl der Ersteren beträchtlich vor. Die Häuser und Straßen reihen sich hier nicht so dicht gedrängt an einander, wie im Fort. Viele Wohnungen stehen in der Mitte reizender Baumgärten. Es ist dieß der schönste, belebteste Theil der Stadt. Hier befinden sich die meisten Missionskirchen und Missions-Niederlassungen, wie z. B. die der englisch-bischöflichen Kirche, die der freien Kirche von Schottland, sowie die der Amerikaner.

Im Osten und Norden von Girgaum breitet sich die sogenannte native Stadt, d. h. die Hindu Stadt aus. Sie ist von Südost nach Nordwest gerechnet anderthalb Meilen lang und über eine halbe Meile tief. Dieß ist der armseligste Theil der Stadt. Die Wohnungen unterscheiden sich kaum von denen der Hindudörfer. Es sind Erdhütten mit Gras bedeckt.

Im Norden der schwarzen Stadt beginnen die Gärten von Mazagon, in deren Schatten Tausende von theilweise ansehnlichen Wohnungen sich befinden. In diesem Stadttheil erhebt sich auf einem Hügelvorsprung gegen Südosten das Belvedere, von welchem aus man einen herrlichen Ausblick auf den Hafen und den südlichen Theil der Insel hat. Dem Belvedere gegenüber wohnte Hr. Miss. Isenberg, in dessen Hause ich mit einem Theil meiner Begleiter die freundlichste Herberge fand. Schauten wir zu den nach Osten

gehenden Fenstern hinaus, so lag gerade vor uns der Hafendamm von Mazagon, an welchem wir uns einschifften, als wir die Rückreise nach Europa antraten.

Im Westen von Mazagon liegt der Salzmorast, an dessen westlicher Seite, hart am Meeresufer, ein Steindamm sich hinzieht, über welchen die Straße nach dem Worlee-Hügel führt, der die nördliche Fortsetzung des Malabar-Hügels bildet und bis zum südlichen Ende von Mahim, der Portugiesen Stadt, hinaufreicht.

Auf dem Worlee-Hügel liegt das Landgut unseres Freundes, des Hrn. Kaufmann Zorn, dem er den Namen der „deutschen Höhe" gab. Wir besuchten diese Stelle mehrere Male und freuten uns, die deutsche Flagge auf dem Thürmchen des Landhauses uns entgegenwehen zu sehen. Merkwürdig war mir hier die gewiß nur mit den größten Kosten errichtete Wasserleitung, durch welche das Wasser auf die Spitze des Hügels hinaufgeschafft und über das ganze Landgut nach Bedürfniß hingeleitet werden kann. Unser Freund beabsichtigt dieses Landgut mit eingebornen Christen zu besetzen, um den Grund zu einer evangelisch christlichen Niederlassung zu legen, in welcher die Neubekehrten, den Verführungen der großen Stadt entnommen, enger sich zusammen zu schließen im Stande wären.

Gerade gegenüber von dem Worlee-Hügel, durch die sogenannten Batty Fields von ihm geschieden, erhebt sich in sanfter Ansteigung auf der Ostseite, nördlich von Mazagon, die Anhöhe Parell, von wo der Landsitz des Gouverneurs zu uns herüberschaut, früher ein portugiesisches Jesuiten-Collegium, aber schon im vorigen Jahrhundert aus zweiter Hand von der englischen Behörde angekauft.

Nördlich von Worlee und Parell liegt auf der einen Seite an der westlichen Küste in einer Länge von anderthalb Meilen Mahim, auf der anderen Seite im Nordosten der Insel Maluga. Mahim war in früherer Zeit die Hauptstadt der Insel, als Bombay noch ein Fischerdorf war. Dort vorzüglich hatten die Portugiesen, so lange sie Herren der Insel waren, sich niedergelassen und eingerichtet. Daher

sind noch jetzt die Abkömmlinge derselben hier vorzüglich angesessen, und ist die römische Kirche fast im alleinigen Besitz dieses Stadttheils. Noch sind die Spuren der ehemaligen Größe nicht völlig verschwunden.

Von Mahim zieht sich in einem großen Bogen am nördlichen Rande der Insel hin der im Jahr 1805 von dem Gouverneur Duncan angelegte Damm, auf welchem die Straße hinläuft, welche die Insel Bombay mit der durch einen schmalen Meeresarm von ihr getrennten Insel Salsette vereinigt, und nun neuerdings auch die Eisenbahn sich hinzieht, welche Bombay mit Calcutta und Madras an der Ostseite der vorderindischen Halbinsel in nähere Verbindung bringen soll.

Dieß ist die Inselstadt Bombay. Wie aus der eben gegebenen Beschreibung ihrer Localitäten erhellt, ist sie eigentlich ein Complex von Städten und Dörfern aus verschiedenen Perioden der neueren Geschichte. Obwohl aber bereits jetzt eine ungeheure Stadt, ist sie noch immer in raschem Wachsthum begriffen.

Die Bevölkerung der Stadt gleicht ihr selbst rücksichtlich der bunten Mischung der Bestandtheile, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Drei Fünftheile der Einwohner nämlich sind Hindus, die, wie in aller Welt bekannt ist, durch ihre Kastenunterschiede in hundert und tausend große und kleine, in sich mehr oder weniger abgeschlossene Körperschaften zerstückelt erscheinen. Ein weiteres Fünftheil machen die Muhammedaner aus, das fünfte die Parsis. Die beiden letzteren Classen, obwohl an Zahl, selbst zusammengenommen, geringer als die Hindus, bilden das tonangebende Element auf dem Grund und Boden des eigentlich nationalen Lebens in Bombay. Sie haben die Hindus entschieden überflügelt. Sie sind denselben nicht bloß an Intelligenz weit überlegen, sondern haben auch beinahe allen Handel und gewerblichen Etablissements in Händen. Mehr noch als fremde Zweige, auf den alten Baum des ostindischen Völkerlebens gepfropft, nichts desto weniger immer tiefer mit den Eingebornen verwachsend und immer mächtigeren Einfluß übend auf alle

Classen der Bevölkerung, erscheinen die verschiedenen christlichen Parthieen, deren Angehörige alle zusammen die Zahl von 20,000 Seelen nicht übersteigen dürften. Es sind die Indo-Portugiesen und eingebornen Christen römisch-katholischen Glaubens, die Engländer (ca. 5000 an der Zahl), Indobritten und eingeborne Christen evangelischen Bekenntnisses, welche bis jetzt gegenüber von den Katholiken immer noch in der Minderzahl sich befinden. Die Gesammtzahl der Einwohner Bombays betrug im Jahr 1661 15,000; im Jahr 1816 161,000; im Jahr 1830 229,000; heutiges Tages übersteigt sie bereits eine halbe Million, die fahrende Bevölkerung nicht gerechnet.

Nicht leicht kann es deßwegen einen größeren Contrast geben, als wenn man, von Egypten herkommend, wo nichts als Armseligkeit und Zerfall dem Auge entgegentritt, nach mehrwöchiger Seefahrt, während welcher man auf eine kleine Cabine oder das Verdeck eines Schiffes und einen verhältnißmäßig so kleinen Kreis von Menschen beschränkt war, nun mit einem Mal in diese Weltstadt, dieses Menschengewimmel, dieses bunte Getriebe eines asiatischen Völkermarktes hineingeworfen wird.

Ich meines Theils war, als wir am Abend des Landungstages in das Fort einzogen und hernach von dort nach Mazagon hinausfuhren, wie ein Träumender. Die Luft war mild und lau, am Himmel gingen eben die Sterne auf; in den tausend Buden, an denen wir vorüberfuhren, brannten bereits die Lichter; nie gekannte Gerüche der durchdringendsten Art erregten meine Sinne; Alles lebte und wogte auf den Straßen, Fußgänger und Wagen drängten sich; tausend neue Dinge traten uns entgegen; nie gekannte Töne in Guzerati, Hindustani, Mahratti, Indo-Portugiesisch umschwirrten unser Ohr. Ich war nicht im Stande, die Eindrücke, welche ich erhielt, zusammenzufassen und auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen. So erging es mir auch in den folgenden Tagen. Nur Eines war mir mit Einem Male gewisser und klarer als je zuvor, das nämlich, daß die Mission ein unendlich großer Beruf sey, hoffnungsvoll

und lohnend allerdings auf der einen Seite, aber auch weit schwieriger, als man sich in der Heimath denkt. Ich mußte in Bombay unwillkührlich immer wieder an Basel, an das Missionshaus, an unsere Brüder denken. Hier lebt man so stille in der Zurückgezogenheit häuslicher Kreise, in der trauten Umgebung der Brüder. Manche unserer Brüder kommen kaum über die Grenze ihres Kantons, ihres kleinen Vaterlandes hinaus, ehe sie in die Missionsanstalt eintreten. Manche der Missionsfreunde denken sich das Missionsleben so gemüthlich, anziehend und freundlich. Ein einziger Blick in eine solche Stadt hinein, in welcher so viele tausend Fäden des Völkerlebens zusammenlaufen, und so viele tausend Köpfe und Geister sich begegnen und umkreisen, läßt uns eine ganz andere Vorstellung von der Aufgabe der Mission und den Schwierigkeiten des Missionslebens gewinnen.

Natürlich war ich während eines kurzen Aufenthaltes von wenigen Tagen nicht im Stande, das Leben in Bombay allseitiger kennen zu lernen; doch war mir das, was ich sah und hörte, lehrreich genug, um mir bleibenden Gewinn zu bringen.

Herr Missionar Isenberg hatte die Güte, mich mit den verschiedenen in Bombay arbeitenden Missionaren bekannt zu machen. Er brachte mich zu Hrn. Dr. Wilson, Missionar der freien Kirche von Schottland und Präsident der asiatischen und geographischen Gesellschaft in Bombay. Nachher machten wir einen Gang durch die sehr ausgedehnte Typengießerei, Buchdruckerei und Buchbinderei der americanischen Missionare, welche dem Board of Commissioners for foreign Missions zu Boston angehören. An einem der Abende, die wir in Bombay zubrachten, wohnten wir einer monatlichen Missionsstunde in dem Schulgebäude der Anglicaner bei. In dieser waren nicht bloß Europäer, sondern auch Bekehrte aus den Eingebornen zugegen. Hr. Isenberg hatte die Freundlichkeit, unserer Ankunft öffentlich zu gedenken. Nach der Stunde hatte ich die Freude, die Mitarbeiter unseres theuern Freundes, namentlich Hrn. Candy, den Secretär der correspondirenden Committee der englisch-bischöfli-

chen Missionsgesellschaft in London für die Präsidentschaft Bombay zu begrüßen. Im Hause unseres Freundes, des Hrn. Zorn, traten uns, durch Herm. Kaundinja herbeigezogen, der schon früher einen derselben kennen gelernt hatte, einige Neubekehrte aus den Eingebornen näher. Es war dieß der ehemalige Parsi Hormasdji Pestondji und der ehemalige Bramine Narayan Sheshadri, beide nun ordinirte Prediger der freien Kirche von Schottland. Durch sie wurde ich später auch mit dem lieben Peyton, einem wackern Indobritten, bekannt, der einer Erziehungsanstalt für indobrittische Knaben mit vielem Glück vorsteht. Bei Letzterem traf ich endlich auch mit Hrn. Bowen zusammen, dem Freunde des der Basler Missionsgemeinde persönlich bekannten Hrn. Cassidi's, was mir um so erwünschter war, als diese beiden Missionare in der damaligen Zeit in Bombay oft der Gegenstand der Unterhaltung waren wegen des neuen Weges, den sie bei ihrer Missionsthätigkeit einschlugen. Sie beschlossen nämlich, um dem Volke näher zu kommen, auf die dem Engländer und Americaner sonst mehr zum Bedürfniß gewordenen Bequemlichkeiten des Lebens zu verzichten und auf dem möglichst niedrigen Fuße zu leben.

Ich bin allen diesen theuern Männern zum innigsten Danke verpflichtet für die Liebe, mit der sie mir entgegengekommen sind, und es gereicht mir heute zu besonderer Freude, sagen zu dürfen, daß diese Männer, ganz anders, als dieß in unserer zerrissenen deutschen Welt oft der Fall ist, im Bewußtseyn unserer Einheit im HErrn, ungeachtet unserer kirchlichen und confessionellen Verschiedenheiten, mich mit der brüderlichsten Offenheit und Freundlichkeit aufgenommen haben.

Diese Besuche und Bekanntschaften dienten dazu, mich nicht allein mit Land, Volk und Verhältnissen näher bekannt zu machen, sondern auch Vergleichungspunkte für die Beurtheilung unserer eigenen Mission mir darzubieten.

Ein Unterschied besteht allerdings zwischen den Bombay-Missionen und unseren Missionen, wie ich später erkannte. Deutscher Geist und deutsche Verhältnisse machen ihren Ein-

fluß natürlich auch in Indien geltend. Unsere Missionare leben weit einfacher. Wir betonen mehr die Predigt, unsere Freunde in Bombay die Schule und in zweiter Linie die Presse. Allein unserer Einfachheit dürfen wir uns nicht rühmen, sie ist für unsere Verhältnisse eine Nothwendigkeit. Zudem wären die Unseren, lebten sie in Bombay, wohl auch genöthigt, den Verhältnissen der großen Stadt einigermaßen Rechnung zu tragen. Was das Andere betrifft, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Engländer als Herren des Landes in der That weiter gehende Verpflichtungen haben, als wir Deutsche. Die Engländer sind verpflichtet, Indien nicht bloß das Evangelium, sondern auch alle Güter und Vortheile der Civilisation zu bringen: wir haben ihnen allein das Heil in Christo zu verkündigen; das Andere sind wir berechtigt, mehr oder weniger den Engländern zu überlassen. Ueberdieß darf nicht vergessen werden, daß unsere Freunde in Bombay nicht bloß mit dem jungen Indien, sondern auch mit dem Unglauben und der Gottlosigkeit der Europäer selbst in einer Weise und in einem Umfang zu kämpfen haben, wie die Missionare vielleicht nirgends in Indien. Die Bombay-Regierung hat in ihrer Präsidentschaft das Schulwesen außerordentlich gehoben, aber den Religionsunterricht aus den Schulen verbannt. Ist es da nicht natürlich, daß die Mission einerseits mitgezogen wird, und andererseits unschädlich zu machen suchen muß, was die Regierung mit ihrer falschen Neutralität verdorben hat. Jedenfalls aber ist es ungerecht, den Missionaren zum Vorwurf zu machen, was sie nicht verschuldet haben und nicht ändern können.

Wenn man nach den Gemeinden fragt, welche unsere Freunde in Bombay um sich gesammelt haben, so sind sie allerdings sehr klein, und dieß ist wohl theilweise eben darin begründet, daß die Missionare mit ihren Schulen, Missionsblättern, Druckarbeiten und dergleichen sehr viel beschäftigt sind; wie es auf der andern Seite die Folge hat, daß Viele von der Mission sehr gering denken. Nirgends vielleicht in Indien hält die englische Welt so wenig von den Missionaren,

als in Bombay. Dieß ist aber theils die Nachwirkung früherer Zustände, die gewiß immer mehr verschwinden, theils die gemeinsame Erfahrung aller Missionare, die oft und viel wahrnehmen müssen, daß gerade in den großen Städten die Gründung von Gemeinden am schwierigsten ist. Außerdem kann nicht geläugnet werden, daß Bombay viel zu schwach besetzt ist, wenn man die Menschenmassen überblickt, die durch diese Straßen und Märkte fluthen. Wenn wir 10 Missionare in Mangalur stationirt haben, so sollten in Bombay 100 Missionare stehen. Dieß hätte jener Freund nicht übersehen sollen, der vor mir diese Stadt besuchte und der deutschen Welt Bericht erstattet hat. Endlich sind etliche solche Brüder, wie Narajen und Hormasdschi, so theure Unterpfänder göttlichen Segens, daß ich den Missionar stets glücklich preisen werde, dem es Gott aus Gnaden gelingen ließ, etliche solcher, und wären es auch nur wenige, für sein Reich zu gewinnen.

Dieß sind in der Kürze meine Erlebnisse in Bombay und einige Gedanken über die Missionsarbeiten unserer englischen und americanischen Brüder dort.

Meine Begleiter gingen, während ich meine Besuche machte, ihre eigenen Wege. Mit H. A. Kaundinja ging am ersten Morgen eine Verwandlung vor. Er ließ sich das Haar nach indischer Weise glatt vom Kopfe abscheeren, und legte statt der europäischen Kleider wieder das Gewand eines Brahminen an, wie es sein alter Freund, Hr. Richter Anderson von Mangalur, ihm zum Gruß nach Bombay entgegengesandt hatte. Ich hatte Anfangs Mühe, mich an diesen Anblick zu gewöhnen; ich hatte Anfangs das Gefühl, als wäre der liebe Bruder nicht mehr ganz unser, sondern wieder seines Volkes Eigenthum. Das Umgekehrte wäre wohl der Eindruck, den seine Landsleute von ihm bekommen hätten, gewesen, wenn er in europäischer Tracht vor sie getreten wäre. Nun hatten sie eine große Freude an ihm. Meine übrigen Begleiter suchten jeder den Ort auf, wo er für seinen künftigen Beruf und Geschäftszweig etwas zu gewinnen hoffte, und machten allerlei Einkäufe, welche nothwendig waren. Inzwischen

schloß Hr. Kaufmann Zorn den Miethcontract mit dem Capitän des Patimar, der uns nach Mangalur bringen sollte, ab, und sorgte für Verproviantirung desselben.

7. Reise von Bombay nach Mangalur.

Freitags den 10. October war das Schiff endlich segelfertig. Wenn ich mich recht erinnere, war es bereits Nachmittag, als wir mit unserem Gepäck, begleitet von Hrn. Isenberg und Zorn und des Letzteren Parsi-Commissionär, auf Hrn. Zorn's eigenem Boot bei dem Patimar ankamen. Ich hatte schon einige Tage vorher mit Hrn. Zorn denselben mehrere Stunden lang gesucht, wir konnten ihn aber unter der Menge solcher Küstenschiffe, die im Hafen lagen, nicht finden. Um so begieriger waren wir, zu sehen, wie ein solcher Patimar aussehe und eingerichtet sey. Nun lag er vor uns. Er mag etwa 70—80 Fuß lang gewesen seyn, hatte zwei Masten mit einem ungeheuren Segel an jedem derselben; er ragte in der Mitte, wo freilich die Höhe solcher Schiffe am wenigsten beträchtlich ist, etwa 6 Fuß über das Wasser hervor. Dabei mag er etwa 8 Fuß im Wasser gegangen seyn. Der ganze Bauch des Schiffes war hohl. Das Vorderdeck war mit Brettern bedeckt, der mittlere Theil mit einem Lattenwerk aus Bambusstöcken. Hinten war etwas wie eine kleine Cajüte, in was man durch zwei kleine Löcher hineinschlüpfte. Vor der Cajüte auf dem Mitteldeck war eine Hütte von Matten aufgerichtet. Die Cabine sollte für Fräulein Ecklin aufbehalten bleiben; wir Männer nahmen in der Mattenhütte Platz. Die Büffelkuh, welche Hr. Zorn Fräulein Ecklin als Hochzeitsstrauß mitgab, und das Pferd, das mein Neveu in Bombay kaufte, wurden in den unteren Raum unter das Vorderdeck gebracht. Dort war auch mitten unter Kisten, Stroh und anderem Brennstoff die Küche, in einem Sandhaufen bestehend, auf welchem das Feuer aufgemacht zu werden pflegte. Die ganze Einrichtung war höchst armselig im Vergleich mit den Dampfbooten, die wir bisher bestiegen hatten. Das Beste war,

daß, obgleich das ganze Schiff zu unserer Verfügung stand, der Fahrpreis nach Mangalur für uns 7, sowie für einen Koch, einen Knecht, die Thiere und alles Gepäck zusammen nicht mehr als 50 Rup. betrug (125 fr. Fr.). Die Fahrt ging sehr schnell von Statten, war aber in hohem Grade mühselig. So gut unsere Freunde uns verproviantirt hatten, so wenig hatten wir für die erste Zeit Lust zu essen. Schon der Gestank konnte Einem das Essen entleiden. Auf dem Dach unserer Hütte trockneten die schwarzen Schiffer ihre Fische; unten herauf aus dem Bauch des Schiffes stiegen verpestete Dünste auf, die wenigstens mir, der ich auf einer unbedeckten Stelle des Lattenwerkes schlief, bei Nacht oft Mund und Nase in einer Weise erfüllten, gegen die sich meine ganze Natur empörte. Dazu schwanken solche kleine Fahrzeuge bei bewegter See weit mehr, als die großen Meerschiffe. Die Seekrankheit stellte sich deßwegen bei Allen von Neuem ein, und viel heftiger als je zuvor. Erst am Sonntag dachte man wieder eigentlich aus Essen, und da war es nun possierlich, die Passagiere abwechslungsweise dem auch seekranken Koch zu Hülfe kommen zu sehen. Jetzt kam es dann auch zu einem mehreren Verkehr mit den Schiffern. Es waren lauter Leute aus Bombay. Sie sprachen Mahratta, was Herm. Kaundinja ein wenig verstand. Wir hielten sie für Heiden; nichts unterschied sie von solchen. Beim Essen hießen sie uns weggehen, damit wir dasselbe nicht verunreinigen; ihr Wasser durfte Niemand berühren; selbst einzelne Kastenzeichen waren an ihnen bemerkbar. Später aber sahen wir den Capitän bei Sonnenuntergang gegen die Sonne sich wenden, sich bekreuzen und einige Worte plappern. Da fragten wir, ob sie Christen seyen, und sie bejahten es. Von der heil. Geschichte und dem Worte Gottes wußten sie aber so wenig als die Heiden. Indessen nahmen sie gerne die biblischen Bilder an, die wir von Stuttgart mitgebracht hatten; ja der Capitän fand ein solches Gefallen an ihnen, daß er sie wie ein Knabe den Matrosen stahl und davonrannte. Gegen Ende der Fahrt wurden die Lebensgeister der Passagiere allmählig wieder wach. Die

Küstenschiffe behalten immer wo möglich das Land im Auge. Die Fahrt heraus aus dem Hafen von Bombay und die ersten Stunden an der Küste herab waren wunderschön. Fernerhin lagen die Ghats uns beständig gegenüber, grün bis hinauf zur Spitze, jetzt gerade besonders frisch unmittelbar nach der Regenzeit. Unten am Saum derselben war der ununterbrochene Palmenwald in seinem saftigen Blätterschmuck sichtbar. Bisweilen stach ein Fels, eine Stadt, eine Insel aus dem Grün des Waldes oder dem Spiegel der See hervor. Die ersten zwei Tage fuhren wir nicht sonderlich geschwind. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Tag aber erhob sich ein starker Wind, der uns sehr günstig war und in Einem Tag in rascher Eile von Dewgur bis Honore hinab trieb. Fast wäre uns aber unsere Freude über den feinen Wind getrübt worden. Der Capitän wollte nämlich jetzt eben an einer Insel anlegen, um eine Ladung Holz einzunehmen. Dieß war vertragswidrig. Deßwegen wurde ihm erklärt, wenn er beilege, werde ihm ein Abzug gemacht. Endlich gab er nach. Rasch trieb der Wind uns nun gegen Süden hinab. Am 14. October Morgens steuerten wir an Cundapur vorüber. Am Mittag zeigten uns die Seeleute hinter einer Reihe Klippen die Gegend von Mulki. Nachmittags um 3 Uhr erschien im Südosten der Leuchtthurm von Mangalur.

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickten wir von diesem Augenblick an auf diesen von uns so herzlich ersehnten Zielpunkt unserer Reise hin. Nach anderthalb Stunden traten auf den reich mit Palmen, wilden Feigenbäumen, Bambus und anderm Gebüsch besetzten Hügeln einige Häuser hervor. Bald konnte uns Hr. Kaundinja die Namen einiger Bewohner derselben nennen. Hr. Andersons Haus auf dem nördlichsten Vorsprung war ihm noch recht gut erinnerlich; dagegen war er über den Gerichtshof, Collectors Maltby's Haus und Collector Fischers Wohnung nicht vollkommen im Klaren. Er glaubte uns eines dieser Häuser als die Balmattha bezeichnen zu können. Diese liegt aber, wie wir später inne wurden, auf dem hinter diesem Hügel verborgenen

niedrigeren Bergvorsprung und konnte daher uns, die wir von Norden herabkamen, noch lange nicht sichtbar werden. Jetzt hißten unsere Bootsleute die deutsche Flagge auf, die ihnen Hr. Zorn mitgegeben, um unseren Brüdern unsere Ankunft zu signalisiren. Noch eine Zeit lang steuerten wir dann nach Süden, endlich aber drehte der Steuermann sein Steuerruder, um die Küste und den Hafen zu gewinnen. Allein zur Landung war der Wind höchst ungünstig. Es ging lange, bis wir Anker werfen konnten. Es war um 6 Uhr Abends, als eben die Sonne in aller ihrer Pracht am indischen Horizont unterging, als das Schiff gegenüber von dem zwischen Cocospalmen verborgen liegenden Zollhaus stille stand und der Anker hinabgelassen wurde. In demselben Moment langte ein Regierungsboot an, die Passagiere einzunehmen. Aber noch waren wir drei Viertelstunden vom Lande, und da in Indien die Nacht fast urplötzlich dem Tage folgt, so war der Hafen vor Einbruch der Nacht nicht mehr zu gewinnen. Natürlich wollte gerne Jeder mit ans Land; aber man konnte das Gepäck nicht allein lassen. So stieg ich mit Frl. Ecklin, Miss. Kullen und Plebst in das Boot. Sechs Muhammedaner, aus vollen Kehlen einen Wechselgesang ganz eigenthümlicher Art singend, ruderten uns an die Küste hinüber. Zuerst suchten sie die Landzunge zu gewinnen, welche den Netrawati vom Meere trennt; dann beugten sie, mit aller Macht gegen die Strömung der beiden vereinigt ins Meer sich ergießenden Mangalur-Ströme arbeitend, um die Spitze der Landzunge, die je und je die Fischer am Ufer mit Feuerbränden beleuchteten; dann durchschnitten sie den eigentlichen Hafen, der innerhalb der Landzunge sich ausbreitet, und endlich sprangen sie aus dem Boot ins Wasser, um dasselbe noch näher ans Land zu ziehen. Nun aber saß das Schifflein fest und es entwickelte sich eine auch im Dunkel der Nacht noch sehr possierliche Scene. Wir mußten uns den Armen und Schultern der Schwarzen anvertrauen, und durch den zur Zeit der Ebbe blos liegenden Schlamm des Ufers zur Landungstreppe hinübertragen lassen. Im Zollhaus saßen etliche Hinduschreiber am Boden mit ih-

ren Tabellen beschäftigt; aber Niemand sprach englisch. Endlich kam ein europäischer Beamter, der uns verstand und unsern Brüdern Nachricht von unserer Ankunft gab. Der Wächter auf dem Leuchtthurm hatte die fremde Flagge gesehen, aber nicht erkannt. Doch hatte er unseren Brüdern Nachricht gegeben. Man erwartete uns aber nicht sobald. Da indessen das untere Missionshaus ganz nahe beim Zollhaus sich befindet, hatten wir die Freude, Miss. Greiner mit seiner Frau und Miss. Deggeler in wenigen Minuten eintreten zu sehen. Sie begrüßten uns aufs Freundlichste und führten uns in ihr Haus. Miss. Deggeler aber bestieg ein Boot und fuhr zu unserm Patimar hinaus, um die übrigen Brüder abzuholen und einen vertrauten Knecht aufs Schiff zu bringen, der die Nacht über bei unseren Effecten Wache halten sollte. Im Missionshause erquickten uns die Geschwister mit Speise und Trank. Bald kamen die Brüder von Balmattha, zuletzt auch Miss. Hoch herbei, dem wir als glücklichem Bräutigam die Braut zuführten. Als sodann auch die übrigen Brüder glücklich ans Land gebracht waren und sich erquickt hatten, begaben wir uns von der Verandah, wo wir nach Landessitte unseren Thee getrunken hatten, in den Betsaal und sangen das Lied: Nun danket Alle Gott u. s. w. Ich sprach ein Gebet, und die verschiedenen Parthieen suchten dann ihre Nachtquartiere auf. Ich wanderte im Mondschein noch an Mögling's Arm durch die Stadt zum Balmattha-Hügel hinauf, wo mir eine gastliche Stätte bereitet war. Es war lang nach Mitternacht, als ich zur Ruhe ging; aber wie fröhlich ertragen wir Entbehrung und Beschwerden, wenn der HErr die Ströme seiner Gnade und Barmherzigkeit so reichlich über uns ausschüttet, wie Er es damals über uns that.

(Fortsetzung im dritten Heft.)

1853.
Redacteure: Insp. Josenhans und Pf. Peter.
Druck von Felix Schneider.

93, 96f, 98
107 111, 134

ruchbar wurde, sahen sie sich von den zunächst wohnenden Colonisten umgeben, welche mit sichtbarer Freude ihren künftigen Seelsorger in ihrer Mitte aufnahmen. Den folgenden Tag stattete Saltet dem Gouverneur van Hoven seinen Besuch ab, der ihm mit großer Freundlichkeit entgegenkam und ihn einige Zeit hernach dem Oberbefehlshaber vorstellte.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

---

3. Die ostindische Visitationsreise des Inspektor Josenhans im Jahr 1851—52.

(Von ihm selbst beschrieben.)

1. Vorwort.

Von vielen Seiten aufgefordert, eine Beschreibung meiner ostindischen Visitationsreise dem Druck zu übergeben, ergreife ich gerade ein Jahr nach meiner Zurückkunft die Feder, um die Länder und Meere im Geiste noch einmal zu durchwandern, welche während meiner zehnmonatlichen Missionsfahrt an mir vorübergegangen sind. Obgleich aber die Erinnerung an diese Zeit mir immer noch vielen Genuß gewährt, und der Gewinn, welchen diese Reise nicht bloß mir, sondern, wie ich hoffen darf, auch der Basler Mission gebracht hat, über die Zeit meiner Missionsthätigkeit, sowie über meine irdische Wallfahrt überhaupt hinausreichen wird, so ist es doch nicht ein Gefühl besonderen Wohlbehagens, mit welchem ich mich der Arbeit der Abfassung meiner Reisebeschreibung unterziehe, sondern weit mehr nur das Gefühl einer mir obliegenden Verpflichtung. Die ganze Basler Missionsgesellschaft, die leitende Commitee, die fürbittende und beisteuernde Missionsgemeinde der Heimath, die in Ostindien arbeitenden Missionare, die neugegründeten Christengemeinden in Indien, unsere Arbeiter in Africa und China mit ihren Gemeinlein haben, jedes Glied des Ganzen nach seiner besondern Stellung im Ge-

Copyright 4/1999 XyMaster GmbH www.xymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset